

Werden und Wesen der Lyrik Maria Laubers

von Erich Blatter¹

0. Einleitendes

Der nachstehende Beitrag versucht sich der Lyrik Maria Laubers vor dem Hintergrund ihrer Biografie anzunähern. Dabei begleiten wir die Autorin von ihren poetischen Anfängen bis hin zu ihren letzten, kurz vor ihrem Tod abgefassten Gedichten. Auf diesem Durchgang soll unter anderen folgenden Fragen nachgegangen werden:

- Was motivierte Maria Lauber zum Verfassen von Versen? Woher bezog sie ihre Stoffe?
- Um welche Themenbereiche kreisen die Gedichte?
- Welche Bedeutung hatte die Lyrik für die Autorin selbst?
- Was erfahren wir über den eigentlichen lyrischen Schöpfungsprozess?
- Welchen Stellenwert mass die Autorin der Mundart als Schreibsprache bei?

Unsere Darstellung folgt den natürlichen Lebensabschnitten Maria Laubers und ist deshalb grundsätzlich nach Ortswechseln gegliedert. Diesem Vorgehen liegt die Beobachtung zugrunde, dass ein Raum- oder Domizilwechsel bei unserer Autorin zumeist auch «einen lebensgeschichtlichen Positionswandel, einen Lernprozess durch veränderte und veränderbare Lebensbedingungen»² kennzeichnet.

Im Verlaufe unserer Ausführungen werden wir zur Illustration und thematischen Ausweitung auf zahlreiche (zum Teil unpublizierte) Gedichte – darunter auch solche in Hochsprache – zurückgreifen, die im vorliegenden Band nicht enthalten sind.

1. An Prasten (1891 – 1907)

Die Erkundung von Maria Laubers ersten poetischen Gehversuchen führt uns zeitlich in die zweite Hälfte der 1890er-Jahre und geografisch nach Prasten,³ in die niederen Stuben eines bescheidenen alpinen Bauernhauses. Hier bot sich dem in fürsorglicher elterlicher Obhut heranwachsenden Mädchen, das schon früh durch seine Neugierde, seinen Lerneifer und Lesehunger aufgefallen war, zwar keine reichhaltige Bibliothek als Inspirationsquelle an, aber zur Lektüre und Erbauung lagen doch Bibel, Psalmen- und Gesangbüchlein sowie allerlei Literarisches enthaltende Zeitschriften, Almanache, oder Kalender bereit. Als Hauptvermittlerin dieses Schriftgutes fungierte vor allem Maria Laubers Mutter: Regelmässig erzählte sie abends, nach Verrichten ihres mühevollen Tagwerks, biblische Geschichten oder las Stellen aus dem Psalmenbuch vor. Die kleine Maria schien zwar vorerst den Sinngehalt des Vorgetragenen nur bruchstückhaft zu erfassen, umso mehr erfreute sie sich aber am

¹ Zum Autor: Erich Blatter, geboren 1950 in Frutigen, wohnhaft in Bern; Dr. phil., Germanist und Anglist; vor seiner Pensionierung Oberassistent/Dozent II an der Universität Bern mit Schwerpunkt *Dialektologie der deutschen Schweiz* sowie Redaktor an der Forschungsstelle für Namenkunde und Mitherausgeber des *Ortsnamenbuchs des Kantons Bern*; nebst mehreren Lehraufträgen teilzeitlicher Unterricht an einem bernischen Gymnasium im Fach Englisch; verschiedene sprachberatende Tätigkeiten, zahlreiche Vorträge und Publikationen, darunter die 1994 erschienene Biografie Maria Laubers. Zuletzt Textredaktion und -kommentierung der drei von der Kulturgutstiftung Frutigland im Zytglogge-Verlag herausgebrachten Maria-Lauber-Bände *Ischt net mys Tal emitts* (Lesebuch; 2016), *Chüngold* (Erzählung; 2018) und *Chüngold in dr Stadt* (Erzählung; 2021)

² Bollenbeck, Georg; Theodor Storm. Eine Biographie. Frankfurt am Main 1988, S. 162. – Dieselbe Struktur findet sich ebenfalls in Erich Blatter: *Maria Lauber (1891–1973). Eine Lebensbeschreibung*. Frutigen [1994], S. 21f., einem Werk, auf das sich unsere Ausführungen massgeblich abstützen und das fortan verkürzt wiedergegeben wird mit: Blatter, *Lebensbeschreibung*. Aus Platzgründen behalten wir uns vor, nicht jede konsultierte Stelle dieses Werks einzeln zu belegen.

³ Näheres zu Maria Laubers Geburtsort s. Anmerkung 3 im Beitrag *Zur Schreibweise, Aussprache und Wesensart des Frutigdeutschen in den Gedichten von Maria Lauber* im vorliegenden Band.

lautmalerischen Klang der religiösen Verse, den sie «in süßem Selbstvergnügen»⁴ nachzuahmen trachtete.

In diesem kindlichen Imitationsverhalten zeichnen sich mögliche Anfangsgründe von Maria Laubers – zunächst allerdings noch völlig unbewussten – dichterischen Neigungen⁵ ab, Talentbezeugungen, die weit zurück reichen in eine Zeit, in der das kleine Mädchen seine Empfindungen noch kaum anders ausdrücken konnte als «in wilden Sprüngen und seltsamen Tänzen [oder] in einfältigen Kinderliedern.»⁶ Gerade in solchen Momenten, in denen Maria so selbstvergessen vor sich hinsang, konnte es geschehen, dass sich – zu ihrer eigenen Verblüffung – aus den «hochtönenden Worten» hin und wieder und völlig unverhofft «stammelnde Verse»⁷ formten. Von solch impulsiv-schöpferischem Gebaren sollte schliesslich der Weg nicht mehr weit sein zu dem in Bälde nachfolgenden *bewussten* Reimeschmieden. – Auf welche einsichtsvolle Weise sich Maria Lauber als Mädchen in die Sphäre des Poetischen vortastete, berichtet uns rückblickend die 74-jährige Autorin selbst: «Als ich ein Kind war und lesen lernte, sah ich oft unter den Lesestücken meines Schulbuches einen Namen. Das dünkte mich sonderbar. Aber nach und nach merkte ich, dass es der Name dessen war, der die Geschichte erzählte. Mit immer grösserem Erstaunen und viel Ehrerbietung, ja fast mit einer Art kindlichen Ehrfurcht las ich die Namen. Es dünkte mich ein Grosses, so erzählen zu können, und ich fragte mich, ob das gewöhnliche Menschen seien, die dies taten. / Als ich grösser und verständiger wurde, fing ich selber an, diesen und jenen Vers zu schreiben, und wiederum schien es mir seltsam, dass dies nicht alle Menschen taten.»⁸

Gemäss ihren eigenen Aussagen⁹ war Maria Lauber etwa neun oder zehn Jahre alt, als sie ihr erstes Gedicht aufsetzte. Die näheren Umstände rund um diese Niederschrift erfahren wir aus den bereits oben zitierten autobiografischen Aufzeichnungen *«Rosina Imlaub»*: «Einmal gar – wie töricht war sie [Rosina Imlaub alias Maria Lauber] –, da war es ihr eingefallen, die Verse, die sie gesungen, aufzuschreiben. Sie sass in der hinteren Stube & schrieb mit einem armseligen Stümpfchen Bleistift zum ersten Mal ihre Verse nieder. Sie meinte allein zu sein. Aber plötzlich stand Söpheli [eine ältere Schwester von R.I. bzw. M.L.] hinter ihr & sah ihr über die Achsel. ‚Mutter‘, rief sie, ‚die Rosina dichtet.‘ [...] Spott & ehrliche Bewunderung klangen zu gleichen Teilen gemischt aus dem Ausruf. Die Mutter schaute nicht her. Aber wie die Blume, über die ein Schatten geglitten, ihren Kelch schliesst, so schreckte Rosinas Innerstes vor der unartigen Berührung zurück. Sie fühlte sich verraten, irgendwie preisgegeben; ihr war, als stünde sie nackt vor all ihren Geschwistern. Ein Schluchzen erschütterte sie. [...] Rosina war geheilt. Sie schrieb fürs erste keine Verse mehr auf. Aber eine kleine Wunde blieb in ihrem Herzen & der Schmerz, dass sie anders als die andern war.»¹⁰

⁴ Marie Lauber: *Röseli rot*. Erste Literatur der Kinderstube, dem deutschen Kulturkreis entnommen. In: Schulpraxis, 35. Jg., Heft Nr. 8/9, Bern Nov./Dez. 1945, S. 180. Ebenfalls zitiert in Blatter, *Lebensbeschreibung*, S. 30.

⁵ Maria Lauber wies verschiedentlich – und nicht ohne Stolz – darauf hin, eine Quelle ihres Dichtertums könnte genetischer Art sein: «Schon im 18. Jahrhundert dichtete Johanna Künzi aus meiner Sippe ihre *«Geistlichen Lieder»*, & in der Gegenwart finden sich in unserem Geschlecht viel kleine Begabte, die in Bild & Musik sich auszudrücken verstehen.» (Brieflich an Urs Küffer am ‘Abend vor dem Betttag’ [1959?].) – Sämtliche Dokumente (wie Briefe, Manuskripte, Zeitungsartikel etc.), aus denen im vorliegenden Beitrag zitiert wird, befinden sich in dem von der Kulturgutstiftung Frutigland betreuten Maria-Lauber-Nachlass.

⁶ *«Rosina Imlaub»*, S. 129. (Bei *«Rosina Imlaub»* handelt es sich um ein 1938 fertiggestelltes, in der Hochsprache geschriebenes unpubliziertes Manuskript, in dem Maria Lauber ihre Kinder- und Jugendjahre darstellt. Ende der 1940-er Jahre arbeitet die Autorin diesen Entwurf zur Mundart-Erzählung *«Chüngold»* um. Näheres zu *«Rosina Imlaub»* s. den gleichnamigen Aufsatz von Erich Blatter in: Kulturgutstiftung Frutigland [Hg.]: Maria Lauber: *Chüngold*. Erzählung. Zytglogge (Basel) 2018, S. 160-163.)

⁷ *«Rosina Imlaub»*, S. 129.

⁸ *«Mein Lebenslauf»*. In: Adelbodmer Heimatbrief, Nr. 22, (Adelboden) April 1965, [unpag.].

⁹ «Etwa neunjährig schrieb ich mein erstes Gedicht & dann immer wieder.» (Maria Lauber brieflich an Albert Streich am 27.3.1953.) – In einem Radiointerview aus dem Jahre 1963 sagt Maria Lauber, sie habe ihren ersten Reim etwa als Zehnjährige gemacht. (Nähere Angaben hierzu s. Blatter, *Lebensbeschreibung*, S. 84.)

¹⁰ *«Rosina Imlaub»*, S. 129; Transkription E.B.

Es mag verwundern, dass Maria Lauber diese zweifellos authentische – und prägende! – Erfahrung in ihrer autobiografischen *Chüingold*-Erzählung ausgespart und erst in die vermutlich 1962 vollendete und ebenfalls biografisch untermalte Schilderung *Cécile*¹¹ eingearbeitet hat. Weil wir diese 'Initiationsszene' für die Verortung von Maria Laubers früher dichterischen Entwicklung für bedeutend halten, sei sie hier – in Auszügen und zum Vergleich mit der oben wiedergegebenen Textstelle aus *Rosina Imlaub* – herangezogen: «Un underiinischt het ds Sessil es Blywys in der Hand, es schrybt u churzi Zyla, e zweiti drunder, e dritti un e Rym – es stunet uf die Silbi, si sy ma va sälber cho. Es dichtet! Un es ubisunes Glück chunnt ma i sys Härz u macht ses wyts, es mues ses ha, dass's ma's net zersprenggi – U jitz, wien im Ustagen e wilda Luft chunnt u macht der allz dürenandere, wa d' under de Hende hescht, flügt d Stubestür uuf, u ds Sessilis Gschwischterti stürmen inha. [...] U ds Marieji, di Eltischti, würft sig uber ds Blatt, wa ds Sessili druff het gschribe; das ischt z speäts gsy, für syner Várscha z tecke mit der Hand, u ds Marieji tuet em Brüel: ‚Es Gedicht isch'i am schrybe! D Sila dichtet!‘ Da het di chlyni Dichteri ira Huut uf das arm Blatt, u ds Uugewasser netzt u verwüschet, was si gschribe het.»¹²

Die beiden eben zitierten Belegstellen legen offen: Maria Laubers erste poetischen Fingerübungen wurden als unkonventionell wahrgenommen und erregten in ihrem sozialen Umfeld Aufsehen und Misstrauen, was die junge 'Autorin' erschreckte und verwirrte sowie mit Scham und Gewissensbissen erfüllte. Leichtfertig hatte sie ihre eigenen literarischen Veranlagungen verraten, noch bevor sie selbst mit diesen ins Reine kommen konnte. Wenig überraschend deshalb, wenn sich das Mädchen Maria nach diesem wenig verheissungsvollen 'schriftstellerischen' Auftakt mit ihrem dichterischen Experimentieren vorläufig zurückhielt und es erst mählich, nach neu geschöpftem Mut, wagte, ihrem Schreibdrang wieder freien Lauf zu lassen. Allerdings war sie dabei gegen Rückschläge nicht gefeit.¹³ So soll ihr Vater einmal eines ihrer Gedichte zu Gesicht bekommen und sich, einer falschen Auslegung zufolge, gekränkt gefühlt haben, ein Vorfall, der Maria Lauber schliesslich veranlasste, ihre lyrischen Erzeugnisse inskünftig vor den Augen aller Familienmitglieder verborgen zu halten. Nur bei der Mutter machte das Mädchen gelegentlich eine Ausnahme, denn sie schien als einzige zu ermessen, welchen Stellenwert das Verse-Schreiben für ihre Tochter haben mochte, und überdies sollen ihr einige von Marias «schüchternen Erstlingen»¹⁴ sogar gefallen haben. Dieses mütterliche Verständnis und Einfühlungsvermögen dürften mit beigetragen haben, dass Maria Lauber ihre frühe Schreib-Begabung langsam zu akzeptieren lernte und sie nicht vorzeitig verkümmern liess.

2. In Bern am Lehrerinnenseminar (1907 – 1910)

Von 1907 bis 1910 besuchte Maria Lauber das Seminar der Städtischen Mädchenschule Monbijou in Bern. Hier, in der Stadt, hätte die Seminaristin ihr lyrisches Potenzial eigentlich freier entfalten können als an Prasten, zumal ihr dabei zwei feinfühligke Deutsch-Lehrkräfte¹⁵ ermutigend und fördernd zur Seite standen. Indes, immer noch zog sie es vor, ihre gelegentlichen Verse nur im Stillen und Geheimen zu notieren. In der 1954 publizierten autobiografischen Erzählung *Chüingold in dr Stadt* werden wir als Lesende Zeugen eines poetischen Schöpfungsaktes der jungen angehenden Lehrerin. Da Maria Laubers spätere Lyrik teilweise vor ähnlichen Stimmungshintergründen oder unter vergleichbaren Umständen

¹¹ In: Maria Lauber: Gesammelte Werke, Bd. 2: *Erzählungen*. Bern (Francke) 1967, S. 191-237.

¹² *Cécile* in: Maria Lauber: Gesammelte Werke, Bd. 2: *Erzählungen*. Bern (Francke) 1967, S. 201f. – Die Mundart-Orthografie wurde an jene der vorliegenden Edition angepasst.

¹³ Wir folgen hier Blatter, *Lebensbeschreibung*, S. 84f.

¹⁴ Maria Lauber brieflich an Urs Küffer am 18.11.1960.

¹⁵ Vgl. hierzu Blatter, *Lebensbeschreibung*, S. 81f. u. Barbara Traber: *Chüingold findet Rückhalt in den Deutschstunden im Mädchenseminar Bern*. In: Lauber, Maria: *Chüingold in dr Stadt*. Erzählung. Hg. Kulturgutstiftung Frutigland. Zytglogge (Basel) 2020, S. 147-155.

entstanden ist, sei die folgende Episode ausführlich zitiert: «Ds Chüngi [Maria Laubers Alter Ego] stiiit es Aabeds i sym Stübli. Am Pfeäschter. Ussenahi het's ganz still u hübschelig angfange schnyerle. Es gugget de Flöckene zue, wi se sig vur em Latärneliecht endig cheären ud dreäjen ud de niderfale. E Friden un e Stili chunnt i sy Seäl, wi se si scho lang nie meä het gspürt. Isch' net gsy, wes dass der Wäg, wan di Schneäflocke machen us der Höeji aha, ses uf nen Art verbundi mit dem Himmel u mit dem Eäwige? Un underiinischt – wie cha söligs sy? – underiinischt chunnt ma e Värsh i sy Seäl, e zweita, der Rym git's va sälber derzue, u zlescht ischt en ganzi Strophe vur ma. U wi's eso stiiit, wien erchlüpft's, u net wiis, wi's nu mit ma würd cho, ischt di zweiti Strophen da. Es macht ma warm im Huut, endig chlopfet ma ds Härz, wa's jitz iinischt u nug iis u nug esmal sys Gedicht siit. Schritta ghöert ma im Gang – we numen um Gottswile net grad öpper – nii, si gah verby. Lang, lang isch' nug am Pfeäschter gstanden u het usiggugget i d Nacht. Dernah isch' zum Tisch ggange, het es Blywys gnun un uf ds Flysblatt va sym Heft, wan offes da ischt gläge, syner Värsha gschribe. Chum isch' fertig, su erschlüpft's, nimmt ds Blatt u zerschrysst's i tuusig Fätzeni u ghyt si in Ofe. Das mangti's nug grad, dass öppem di Wort under d Uuge cheäme, dem Schani, wa näbe ma sitzt in der Schuel, od dem Röesi! Dem Röesi! Was wurd das lachen u spotte. Aber na mne Schutzli giit's u nimmt ds Blywys u schrybt di Ryma nug iinischt, süferer, uf enes chlys Notizbletti u tuet's z hinderischt hinder im Bueherschäftli in es Buech. / Van dan etwägg, menga, menga Tag isch' ggange wien uf Wolhe.»¹⁶

Wir möchten diese Textpassage in zweierlei Hinsicht kommentieren: Der erste Punkt fokussiert den eigentlichen dichterischen Entstehungsprozess: Wie in der obigen Szene, so flossen Maria Lauber auch später eine Grosszahl ihrer Verse spontan, manchmal wie im Traum in die Feder; die Gedichte wurden ihr – wie sich die Autorin wiederholt ausdrückte – quasi 'geschenkt'. Sie war deshalb der Auffassung, diese, gleichsam auf einer plötzlichen Eingebung basierende lyrische 'Erschaffungs-Art' zeichne wahres Dichtertum aus: «Mich dünkt», so sinnierte sie einmal, «sie [die Verse] sollten *von selber kommen & einem geschenkt werden, in den Schoss fallen* wie die reife Frucht, sonst riechen sie nach Schweiss.»¹⁷ Aus diesem Grund zählte sie jene ihrer Gedichte zu den gelungensten, die ihr unvermittelt *gekommen* waren, die sie recht eigentlich «am Mülirii, an der Chander, obenuus in de Wiideni»¹⁸ oder anderswo *gefunden* hatte. Dass das Impulsive und Intuitive in ihrem dichterischen Erschaffungsvorgang eine tragende Rolle spielte, bezeugt auch folgende Briefstelle: «Ich schreibe, ohne mich um den Klang zu kümmern, wie es mir eben in die Feder kommt. Nur ganz selten, bei einem Gedicht etwa, fällt es mir auf, dass bestimmte Wörter nebeneinandergestellt, wohl klingen. Ist das die berühmte Sprache, ‚die für uns dichtet und denkt‘?»¹⁹ Anzufügen gilt es, dass Maria Lauber neben der eben beschriebenen unwillkürlich-spontanen Verfertigung von Gedichten eine zweite – ihrer Meinung nach künstlerisch minderwertige, ja fragwürdige – Kategorie unterschied, zu der jene Verse gehörten, die sie als Autorin (zum Teil mühsam) zusammenbastelte. Das in der vorliegenden Anthologie enthaltene Gedicht *«Ds alt Mueti ischt inzig»* etwa verdankt seine Entstehung

¹⁶ Lauber, Maria: *Chüngold in dr Stadt*. Erzählung. Hg. Kulturgutstiftung Frutigland. Zytglogge (Basel) 2020, S. 123-124.

¹⁷ Brief vom 31.12.1955 an Jakob Aellig; Hervorhebungen E. B. – Dieselbe Ausdrucksweise brauchte Maria Lauber etwa auch in einem Radiointerview aus dem Jahre 1963, in dem sie sagte, der Schulweg habe ihr als junge Lehrerin «manch ein Gedicht *geschenkt*» (s. Blatter, *Lebensbeschreibung*, S. 108; Hervorhebung E. B.), weiter in einem Brief, in dem sie sich bei ihrem Brienzer Schriftstellerfreund Albert Streich über ihre fehlenden poetischen Reserven mit den Worten beklagte, ihr werde «gegenwärtig nicht der kürzeste Vers *geschenkt*.» (Brief datiert vom 7.10.1958; Hervorhebung E. B.; vgl. hierzu Blatter, *Lebensbeschreibung*, S. 219), oder schliesslich – ebenfalls in einem Brief: «Denk Dir, gegenwärtig *kommt* mir kein einziges Gedicht.» (Brief an Margaret Rieder-Trafelet vom 25.10.1959; Hervorhebung E. B.)

¹⁸ Maria Lauber, *«Jini win anderu»*, in: Kulturgutstiftung Frutigland [Hg.]: *Ischt net Mys Tal emitts. Maria Lauber (1891-1973)*. Lesebuch. Bern (Zytglogge) 2016, S. 19. – Die Stelle wird ebenfalls zitiert in Blatter, *Lebensbeschreibung*, S. 174.

¹⁹ Maria Lauber brieflich an Jakob Aellig am 6.4.1967.

eben dieser 'Machart', zu der sich Maria Lauber im Nachhinein wie folgt äussert: «[...] ich zauderte lange, manchen Tag, bevor ich's [das Gedicht] dem Drucker gab. Es ist nämlich eines der Gedichte, die [sic] ich ‚machte‘. [...] Da fabrizierte ich dann noch drei Strophen (auf dem Weg nach Mülenen) zu der ersten, die mir auf der Kirchenfeldbrücke in Bern in den Sinn gekommen war. Aber eben – ich meinte, so gebe es kein Gedicht.»²⁰ – Der zweite Punkt, den wir zu obigem Textabschnitt aus *Chüngold in dr Stadt* anmerken möchten, bezieht sich auf Maria Laubers (neu gewonnenes) Verhältnis zu ihrer dichterischen Disposition: Um ihre frisch geschmiedeten 'Stadt-Verse' vor fremden Augen zu schützen, übergab die höchst erregte Seminaristin jene zwar spontan dem Feuer, doch besann sie sich wenig später eines Besseren und schrieb die Reime aus der Erinnerung – und zur anschliessenden sorgsam Verwahrung – wieder fein säuberlich auf. Diese ungeahnte – und bedeutsame – Kehrtwende in Maria Laubers Handeln deuten wir als eine Vorbotin für ihr aufkeimendes Vertrauen in ihre poetische Begabung. Und tatsächlich zeigte die noch keine zwanzig Lenze zählende Maria Lauber fortan ein immer dringenderes, nicht ganz uneigennütziges, Verlangen zur Schreibfeder zu greifen: Weil das Lehrerinnenseminar ihr zwischenzeitlich das Tor zur Welt des Literarischen breit geöffnet und ihren Geist und ihre (stilistische) Ausdruckskraft geschärft hatte, konnte die schüchterne, wenig redegewandte²¹ und unter Minderwertigkeits-, Vereinsamungs- und Heimwehgefühlen leidende Maria ihre dichterische Betätigung nun – neu – als Medium einsetzen, mit dessen Hilfe es ihr gelang, ein Refugium zu erschaffen, das ihr den Lebensdruck temporär etwas abmilderte und ihr trostreiche, glückselige Momente bescherte.²² Allerdings plagte sie beim (heimlichen) Verse-Reimen nach wie vor der Gedanke, sie könnte als Aussenseiterin auffallen und zum allgemeinen Gespött werden. Noch blieb ihr verschlossen, dass viele ihrer Altersgenossen derselben Leidenschaft frönten.²³ Erst mit den Jahren sollte sie in Erfahrung bringen, dass Gedichte-Schreiben gerade in der Adoleszenz keine Absonderlichkeit darstellte, sondern manchen als handlicher und verlässlicher Kompass für die eigene Selbstorientierung diene. Als 68-Jährige notiert sie: «Wer schon, dessen Gefühle sich irgendwie über den Alltag erheben, hat in dieser chaotischen brodelnden Zeit der Entwicklung nicht Gedichte gemacht!».²⁴

3. In Oberried und an der Lenk (1911 – 1924)

Nach ihrer ersten provisorischen Anstellung in Adelboden (1910-1911) wurde Maria Lauber an der gemischten Schule des Dörfchens Oberried bei Lenk im Jahre 1912 definitiv gewählt. Hier am Oberlauf der Simme sollte sie nun ihre poetische Saiten, die seit ihrer Ausbildungszeit in Bern zwar nie völlig verstummt waren, mit grösserer Regelmässigkeit und Intensität zum Klingen bringen, was sich anhand der verbesserten schriftlichen Quellenlage belegen lässt: Während nämlich die Autorin ihre frühesten Verse entweder vernichtet oder es unterlassen hatte, diese zu datieren, liegen aus der Oberrieder- bzw. Lenker-Zeit die ersten mit

²⁰ Ebenda.

²¹ Ihre Hemmungen und ihr fehlendes rhetorisches Geschick waren letztlich mit ausschlaggebend für Maria Laubers schriftstellerische Tätigkeit: «Wie weän ig oog zum Schrybe cho, wen ig chönnti rede.» (Maria Lauber: *Dank für das Frutiger Bürgerrecht*. Entwurf zu einer kurzen Rede. Manuskript. [1966].) Ebenfalls erwähnt in Blatter, *Lebensbeschreibung*, S. 82.

²² Vgl. hierzu etwa die bekenntnishafte Aussage Maria Laubers während einer resignativen Lebensphase: «[...] während ich schreibe, denke ich nicht an mein Ungenügen und bin glücklich.» (Brieflich an Berta Berger am 25.6.1959.)

²³ «Es [Chüngi, d.h. Maria Laubers Alter Ego] het nu net gwüsse, denn, dass i sym Alter meä wan di Halbe Värscha machen u si verstecke.» (In: Lauber, Maria: *Chüngold in dr Stadt*. Erzählung. Hg. Kulturgutstiftung Frutigland. Zytglogge (Basel) 2020, S. 124.)

²⁴ Maria Lauber brieflich an Urs Küffer am 1.5.1959; Hervorhebung von der Autorin.

einem Datum versehenen Gedichte vor.²⁵ Aus den jetzt erstmals greifbaren Manuskripten, Typoskripten oder Reinschriften ist fürs Erste ersichtlich, dass sämtliche Reime in hochdeutscher Sprache abgefasst sind und nicht, wie vielleicht zu erwarten wäre, in der Frutigtaler Mundart. Des Weiteren lässt sich beobachten, dass ein Grossteil der in Oberried und an der Lenk entstandenen Lyrik authentischen Begebenheiten entwuchs und demnach mittelbar auf individuelle Lebenssituationen Maria Laubers hindeutet.²⁶ In dieser engen Verschwisterung zwischen der Biografie der Autorin und dem Gehalt ihrer Gedichte gibt sich uns ein Grundzug ihrer gesamten (auch zukünftigen) Poetik zu erkennen.

Was die eigentlichen Schreibakte der Gedichte anbelangt, so scheinen sie uns – anders als bislang – in einer ernsthafteren, weniger zufälligen und womöglich konstanteren inneren Überzeugung und Hingabe begründet. Zwar betrachtete sich Maria Lauber noch bei Weitem nicht als Lyrikerin; doch während sie vormals ihre Verse namentlich sich selber zugedacht und sie vor fremdem Zugriff streng geschützt hatte, so begann sie nun, einen engeren vertrauten Personenkreis in ihre poetische Nebenbeschäftigung einzuweihen. Mit dieser Offenlegung wollte sie in erster Linie ausfindig machen, ob ihre Gedichte, die formal teilweise ja noch recht konventionell, unbeholfen und wenig anspruchsvoll daher kamen,²⁷ künstlerisch und ästhetisch etwas taugten. Da aus der Mehrzahl der aus dem Zirkel der ‘Eingeweihten’ erhaltenen Rückmeldungen wohlwollendes und ermutigendes Lob sprach, griff Maria Lauber in ihrer schulfreien Zeit nun immer fleissiger zur Feder und wagte schliesslich mit einigen ihrer Verse erstmals den Gang an die Öffentlichkeit.²⁸

Zu den wichtigsten Personen innerhalb des weiter oben erwähnten Beraterzirkels gehörte Maria Laubers ehemalige Deutschlehrerin am Seminar, Dr. Emma Graf (1865-1926).²⁹ Ihr sandte die ehemalige Schülerin zwischen 1912 und 1926 mitunter eine kleine Kollektion ihrer neusten Verse zur kritischen Prüfung: «Ihre Gedichte finde ich sehr hübsch, poetisch u[nd] originell»,³⁰ schrieb ihr Dr. Graf einmal zurück und animierte sie gleichzeitig, einige ihrer Reime in einer Kunst- und Literaturzeitschrift zu veröffentlichen. Sie sei überzeugt, so führte Graf weiter aus, in diesem Publikationsorgan würden die Gedichte «ehrevoll placiert» und bei der Leserschaft «günstige Aufnahme» finden, bevor sie dereinst vielleicht gar «ein Bändchen herausgeben»³¹ könnte. Dr. Graf's Zuspruch und Ratschlag zeitigten Wirkung: In der Folge schaffte es die im Selbstbewusstsein gestärkte Maria Lauber, einige ihrer Gedichte in der Lokalpresse unterzubringen, eines davon – wir zitieren es nachfolgend als charakteristisches Beispiel ihrer frühen hochdeutschen Lyrik – sogar in einem überregionalen, literarisch ausgerichteten Organ:

²⁵ Zu Beginn der 1930er Jahre stellte Maria Lauber für sich eine kleine Auslese von hochsprachlichen Jugendgedichten zusammen mit den Vermerken ‘Aus Erstlingsheften’ bzw. ‘Aus alten Heften gesammelt’. In dieser wenig umfangreichen Anthologie lässt sich kein Gedicht mit Sicherheit vor das Jahr 1911 datieren. Welche Wichtigkeit die Autorin dieser Zusammenstellung beimisst, ergibt sich aus ihrem handschriftlichen Zusatz: ‘An diesen Blättern aus meiner Jugend liegt mir ganz persönlich (abgesehen von deren Wert oder Unwert) sehr viel. Die Sammlung dürfte nicht verloren gehen. M.L.’.

²⁶ Über Vorbehalte gegenüber dem biografischen Aussagewert eines Gedichts s. Blatter, *Lebensbeschreibung*, S. 103.

²⁷ Man vergleiche etwa das als Reaktion auf den Tod ihrer Mutter entstandene, 1912 datierte Gedicht *Allein*, abgedruckt in Blatter, *Lebensbeschreibung*, S. 104.

²⁸ Konkret: Maria Lauber erlaubte dem seit 1877 für die Kirchengemeinde Lenk zuständigen Pfarrer Hans Jörg (gest. 1930), sich in einer seiner Predigten auf das Gedicht *Winternacht auf dem Friedhof* zu beziehen, welches sie 1914 anlässlich des Todes ihres Vaters (1913) geschrieben hatte. Das vollständige (hochdeutsche) Gedicht ist publiziert in Blatter, *Lebensbeschreibung*, S. 105. – Maria Lauber trat während ihrer Zeit in Oberried und an der Lenk nicht nur mit Gedichten an die Öffentlichkeit, sondern auch mit einer Folge von kleineren (hochdeutschen) Erzählungen unter dem Titel *Alpenlegendchen* (1920), mit einem mehrteiligen Reisebericht betitelt *Briefe aus dem Wallis* (1921) sowie mit einem im mittelbernerischen Dialekt geschriebenen Schauspiel *D Wyberschlacht uf de Langermatte* (1922); genauere bibliografische Angaben finden sich in Blatter, *Lebensbeschreibung*, S. 288ff.

²⁹ Siehe Anmerkung 14.

³⁰ Brief von Emma Graf an Maria Lauber vom 27.12.1917.

³¹ Ebenda.

Glück

Wüsst ich, wo rollt das Rad der Zeit,
ich griff ihm in die Speichen!
Wüsst ich den Herrn der Ewigkeit,
er liesse sich erweichen.

Ich flehte: «Vater, lass die Zeit
ein Weilchen stille stehen,
nur eines Umgangs Kleinigkeit
das Rad sich nicht mehr drehen!

Denn sieh! wie hold das Glück mir blaut,
sieh meiner Freude Zähnen,
sieh meine Blumen, sternbetaut,
lass Vater, lass es wahren!»

Wüsst ich, wo rollt das Rad der Zeit,
ich griff ihm in die Speichen,
wüsst ich den Herrn der Ewigkeit,
er liesse sich erweichen.³²

Weil der Verleger an obigen Versen augenscheinlich Gefallen gefunden hatte,³³ forderte er die Autorin spontan auf, sie möchte ihm doch auch in Zukunft regelmässig literarische Arbeiten zur Veröffentlichung senden. Aus diesem Appell wird (unter anderem) erkennbar, wie, zum einen, das Gedichte-Schreiben für Maria Lauber nun zur unverzichtbaren Selbstverständlichkeit neben ihre Unterrichtstätigkeit gerückt ist, und, zum andern, wie ihre Lyrik die Schranken des rein Privaten gesprengt und sich den Weg über den engen Talkessel hinaus hin zu einem grösseren Lesekreis – und damit zu einer breiteren Rezeption – gebahnt hat. So gelangte beispielsweise das oben wiedergegebene Gedicht *«Glück»* bis nach Bern, wo es 1922 ein Leser *«für eine Singstimme mit Klavierbegleitung»*³⁴ vertonte, eine Komposition, die den Auftakt bilden sollte für eine bis heute ungebrochene Welle musikalischer Umsetzungen von Gedichten Maria Laubers.³⁵

4. *In Kien (1924 – 1952)*

An der Unterschule in Kien bei Reichenbach im Kandertal unterrichtete Maria Lauber an der Unterschule von 1924 bis zu ihrer frühzeitigen Pensionierung im Jahre 1952. In dieser

³² Erstmals erschienen in: *O mein Heimatland*. Schweizer Kunst- und Literaturchronik. Hg. Dr. Gustav Grunau. Bern 1920, S. 93. Das 4-strophige, kreuzweise gereimte und in 4-hebigen Jamben gehaltene Gedicht dürfte kurz vor Beendigung des Ersten Weltkrieges entstanden sein. Das Manuskript (vermutlich eine spätere Reinschrift) ist undatiert. Die Strophen sind ebenfalls abgedruckt in Blatter, *Lebensbeschreibung*, S. 106-107.

³³ «Ich finde die Dinge sehr poetisch und glaube, dass sie meinen Kalenderlesern gefallen werden.» (Dr. Gustav Grunau brieflich an Maria Lauber am 22.1.1919.)

³⁴ Hans-Rudolf Kuhn, der Sohn des Komponisten, schreibt Maria Lauber am 16.9.1959: «Vor vielen Jahren, es war 1922, hat mein Vater eines Ihrer Gedichte vertont für eine Singstimme mit Klavierbegleitung. Es heisst *«Glück»* [...]. Dieses Lied ruhte all' die Jahre in einem Notenheftchen neben andern kleinen Kompositionen meines Vaters. Gelegentlich sang es meine Mutter oder wir Kinder versuchten uns am Klavier an den handgeschriebenen Noten. / Nun feierte mein Vater kürzlich seinen 75. Geburtstag. Zu diesem Anlass liessen wir dieses Lied durch Schüler des Konservatoriums musizieren und auf eine Platte aufnehmen [...]. / Kommen Sie doch einmal bei uns vorbei, wenn sie in Bern sind, falls Sie das Lied hören möchten [...].» Ein von Maria Lauber handschriftlich notierter Termin auf dem Brief suggeriert, dass die Autorin Kuhns Einladung Folge leistete. – Maria Lauber erfuhr von dieser ehrenvollen Vertonung also erst als 68-Jährige. Noch am gleichen Tag, an dem sie Kuhns Brief erhalten hatte, schrieb sie einer Freundin: «Hätte ich vor 37 Jahren gewusst, dass eines meiner Gedichte, das ich jetzt noch liebe, in Töne gesetzt sei, es hätte mir manche schwere Stunde erträglicher gemacht.» (Brief vom 16.11.1959 an Berta Berger.)

³⁵ Siehe hierzu die in den Anmerkungen zu den Gedichten erwähnten Vertonungen oder die Zusammenstellung aller (bisherigen) Kompositionen, online abrufbar unter www.kulturgutstiftung.ch, Rubrik *«Maria Lauber»*.

Zeitspanne gelang es der Autorin, feste Wurzeln in den literarischen Schweizerboden³⁶ zu treiben und ihr Dichtertum – einschliesslich der Lyrik – kräftig zum Entfalten zu bringen. Bevor es soweit kommen konnte, musste sie allerdings noch viel Kraft darauf verwenden, ihre letzte Scheu vor dem Akzeptieren und Blosslegen ihrer wahren poetischen Berufung abzulegen sowie gegen Ängste vor ihrem eigenen vermeintlichen Ungenügen³⁷ und vor öffentlichem Unverständnis³⁸ oder Argwohn anzukämpfen.

Wie bis anhin, so konzentrieren wir uns auch im Folgenden innerhalb des literarischen Schaffens von Maria Lauber vorwiegend auf die Gattung des Lyrischen.³⁹ Dabei wollen wir nebst (vor allem inhaltlichen) Wesensmerkmalen der Gedichte auch Beweggründen nachspüren, welche die Autorin zum Verfertigen von Versen angetrieben haben und schliesslich auf den Stellenwert hinweisen, den die Gedichte im Leben Maria Laubers einnehmen.

Richten wir unser Augenmerk zunächst auf die *Sprachform* der Gedichte: Bei einem Vergleich mit ihren früheren Versen springt ins Auge, dass sich die Autorin nun vorzugsweise – aber nicht ausschliesslich – ihrer eigenen Mundart bediente. Wann genau dieser Umschwung von der Hochsprache zum Frutigtüschen stattgefunden hat, lässt sich anhand der Quellenlage nicht mit letzter Sicherheit ausmachen. Was allerdings die Motive für den Sprachform-Wechsel anbelangt, so bewegen wir uns auf etwas festerem Grund: Im Jahre 1917 begegnete Maria Lauber als Auskultantin an der Universität Bern Professor Otto von Greyerz,⁴⁰ der damals unbestrittenen Autorität auf dem Gebiet der schweizerischen (Mundart-)Literatur. Dieser hatte die dichterische Begabung der jungen Frutigtalerin auf Anhieb erkannt und seine Zuhörerinnen angeregt, ihre Texte inskünftig in ihrem angestammten Dialekt abzufassen. Wie wir nun wissen, sollte Maria Lauber die Anregung des Gelehrten beherzigen und umsetzen. Erleichtert wurde der jungen Dichterin diese Weichenstellung hin zu einer dialektalen Schreibsprache einerseits durch die seit Beginn des 20. Jahrhunderts mehrmals aufgeschäumten Mundartbewegungen und andererseits durch ihre ausgeprägt emotionale Bindung an ihre Muttersprache. Worin sich diese affektive Bindung zum *Frutigtüschen* genau auszeichnet, möchten wir kurz ausführen:⁴¹

In dem in unsere Sammlung aufgenommenen Gedicht *«My Muetersprach»* lässt Maria Lauber ihre Muttersprache als unabdingbaren Teil des Mensch-Seins, als etwas im Grunde genommen Überlebenswichtiges, Existenzielles aufscheinen; in ihrem 1958 entstandenen kurzen Aufsatz *«Öesi Sprach»* erweitert und präzisiert sie dann ihr 'Mundart-Bild' wie folgt: «Hiit Sorg zun öuwer Sprach! O, es giit ja um meä – um viel meä wan um d Sprach, um e

³⁶ Eine Tatsache, die sich beispielweise in Maria Laubers (vermutlich im Jahre 1943 erfolgten) Beitritt zum Berner Schriftstellerverein (BSV), im Anknüpfen von zahlreichen Dichterbekanntschaften, in der Publikation verschiedener Werke oder in der Zuerkennung verschiedener Buch- und Ehrenpreise niedergeschlagen hat. (Genauerer hierzu s. Blatter, *Lebensbeschreibung*, S. 158 u. die Zusammenstellung *«Lebens- und Werkdaten von Maria Lauber»* im vorliegenden Band.)

³⁷ Mit Selbstzweifel durchmischte Empfindungen des Ungenügens sind bei Maria Lauber Zeit ihres Lebens feststellbar. Sie waren oft der Grund für ihre mitunter aufgetretenen Schreibhemmnisse. Vgl. hierzu eine Briefstelle: «Sammlerin – Volkskundlerin – da schäme ich mich nicht; [...] Aber zu den Schriftstellerinnen darf ich mich nicht zählen.» (Brief von Maria Lauber an Alfred Bärtschi vom 23.6.1942.)

³⁸ Wegen Maria Laubers zeitweiligen – nervlich bedingten – pädagogischen Entgleisungen in der Schulstube geriet Ende der 1940-er Jahre ihre Schriftstellerei ins Kreuzfeuer der dörflichen Kritik. (Siehe Blatter, *Lebensbeschreibung*, S. 175.)

³⁹ Über Maria Laubers Betätigung im Bereich des Epischen s. die einschlägigen Stellen in Blatter, *Lebensbeschreibung*.

⁴⁰ Otto von Greyerz (1863-1940) war damals ausserordentlicher Professor für Methodik des Deutschunterrichts, Sprache und Literatur der deutschen Schweiz. Von Greyerz sollte Maria Lauber bis zu seinem Tode bei der Entfaltung ihres Schreibtalents und in den (schwierigen!) Fragen der Mundartorthografie tatkräftig unterstützen. – Zu Maria Laubers wichtigsten akademischen Förderern zählten auch die Universitätsprofessoren Heinrich Baumgartner (1889-1944) und Paul Zinsli (1906-2001).

⁴¹ Wir folgen hier Erich Blatters editorischen Notiz zu *«Rosina Imlaub»* in: Kulturgutstiftung Frutigland [Hg.]: Maria Lauber: *Chüngold*. Erzählung. Zytglogge (Basel) 2018, bes. S. 243ff., insbes. S. 245.

Dialäkt: es giit, für nes Wort us em Underbärnische z bruhe, um öesi 'Heimat', um öesi Seäl, um Gott. Ds Gröeschta, wan in dier ischt, du findscht nume Wort derfür, in där Sprach, wi d' als Chind hescht bbättet. Mier ischt, i cha's net andersch säge, wier verliere mit öeser Iigesprach es Stücki van öesem Dahiimesy, van öeser 'Heimat'. Ischt net ds Erläben u Gschpüre va 'Heimat' öppis im Grund tüüf Religiöses, ischt, was nus in öeser Lengizyt zämehet mit dem Uberirdische, Eäwige? Lengizyt. Im Irdische, nam Irdische: [...] Du wiischt weänig, was Läben ischt, we d' net wiischt, was Lengizyt ischt.»⁴² – Aus dem Zitat filtern wir die beiden Begriffe *Lengizyt* und *Heimat* heraus und machen sie uns – mit Hilfe einer kleinen Abschweifung – für Maria Laubers Verwendung der Mundart als Schreibsprache dienlich: Die *Lengizyt*, eine Art Grundstimmung von Maria Laubers ganzem Wesen, begleitete – und bedrückte – die Autorin Zeit ihres Lebens. Nicht verwunderlich deshalb, wenn sie auch in den Gedichten wiederholt als Motiv aufblinkt. Ein Blick in Maria Laubers Biografie zeigt, dass solche Langezeit-Empfindungen mit besonderer Vehemenz während ihrer Berner Seminarzeit aufwallten und der in der Stadt Vereinsamten überdeutlich zu erkennen gaben, wie leicht ihr ihre (bislang) stabilisierende Kindheit, ihr Prastener Zuhause – oder eben: ihre 'Heimat' abhanden kommen konnte. Zur Wiederherstellung von 'Heimat' – und damit letztlich zur Eindämmung ihrer *Lengizyt* – griff Maria Lauber fortan zur Selbsthilfe, will heissen, zum (wie sich erweisen sollte) probaten Mittel der Schriftstellerei. Konkreter: Im Akt des Schreibens gab sie sich ganz der *Lengizyt* anheim und versetzte sich so innerlich zurück in ihre Kindheit,⁴³ wobei sie als Schreibmedium – und damit kehren wir an den Anfang unseres Exkurses zurück – vorsätzlich ihr *Frutigtütsch* einsetzte, das, wie oben im Zitat von «*Öesi Sprach*» deutlich wurde, sinnbildhaft für 'Heimat' stand. Von dieser Warte aus betrachtet, entpuppt sich die *Lengizyt* als eine wesentliche Triebkraft für Maria Laubers Schreiben, wobei das hierfür aktivierte *Frutigtütsch* gewissermassen therapeutische Funktion übernimmt, indem es die Autorin (vorübergehend wenigstens) davor bewahrt, von ihrer *Lengizyt* restlos aufgezehrt zu werden. – Abschliessend gilt es darauf hinzuweisen, dass Maria Lauber ihren Dialekt auch aus sprachpflegerischer Absicht⁴⁴ sowie wegen seines kreativen Potenzials als Schreibform genutzt hat. In einem Brief lesen wir hierzu: «Je mehr nämlich ich mich mit unserem Dialekt beschäftige, umso mehr sehe ich, wie gehaltvoll und träf seine Ausdrücke sind, wie ebenso voller Kraft wie voller Lieblichkeit seine Redeweise sein kann – Gasterngranit, über den leichthin im Fluss der Rede die silbernen Wellen plätschern. [...] Sie wissen nicht, wie sehr mir unser Dialekt am Herzen liegt und wie um alles das ich möchte, dass er in seiner kraftvollen Eigenart und herben Schönheit geschrieben und gelesen würde.»⁴⁵ Und viele Jahre nach Abfassen dieser Zeilen wird die vierundsiebzigjährige Autorin rückblickend den Gebrauch der Mundart als Schreibsprache obendrein mit folgenden Worten rechtfertigen: «I ha gääre wele, das näb em Patriziertütsch, nam Emitaller- und Oberlendentütsch og diz jüngscht Bärndütschchindi, öes Frutigtütsch, im Sunntiggwendi uf sys Poschtamenti chömi.»⁴⁶

Soviel zu Maria Laubers neuer, engagierter Benutzung des Frutiger Idioms in ihrer Dichtung. Wenden wir uns damit wieder der Gattung des Lyrischen zu: Während ihres knapp dreissigjährigen Wirkens im Kiener Schulhaus, so stellen wir fest, wuchsen Maria Laubers Gedicht-Manuskripte ausserordentlich stark an. Wir nehmen dieses auffällige Anschwellen

⁴² «*Öesi Sprach*» in: Kulturgutstiftung Frutigland [Hg.]: *Ischt net Mys Tal emitts. Maria Lauber (1891-1973)*. Lesebuch. Bern (Zytglogge) 2016, S. 26f., Zitat S. 27.

⁴³ Auf diese Weise konnte Maria Lauber jene verlorenen, unwiederbringlichen Kinder- und Jugendjahre, die ihr zum Innbegriff von 'Heimat' geworden waren, neu erfinden, damit sie ihr zum dauerhaften Besitz würden.

⁴⁴ Maria Lauber beklagte sich schon früh, ihre Muttersprache, das Frutigtütsch, sei «am Vergah». (Aus: «*Öesi Sprach*», in: Kulturgutstiftung Frutigland [Hg.]: *Ischt net Mys Tal emitts. Maria Lauber (1891-1973)*. Lesebuch. Bern (Zytglogge) 2016, S. 26f.) – An anderer Stelle spricht die Autorin gar von «sterbende[r] Mundart». (Brieflich am 20.1.1937 an Alfred Bärtschi.)

⁴⁵ Brief von Maria Lauber an Alfred Bärtschi vom 20.1.1937.

⁴⁶ «*Öppis vorab*». In: Maria Lauber. *Gesammelte Werke*. Bd. 1: Gedichte. Bern 1965, S. [5].

der Gedicht-Produktion zum Anlass, um die Frage vorzulegen, welche Bedeutung Maria Lauber dem Gedichte-Schreiben beimass, eine Frage übrigens, die uns im Verlaufe unserer Betrachtungen immer wieder beschäftigen und zu unterschiedlichen Antworten führen wird. – Gehen wir zunächst von der Beobachtung aus, dass Maria Lauber Gedichte beinah ausnahmslos für sich selber und zur (potentiellen) Beglückung schrieb.⁴⁷ Es war für die Autorin demnach kein vordringliches Anliegen, ihre Verse zu publizieren. Weil sie überdies vielen Reimen ihre eigenen Erfahrungen anvertraute, nahmen solche Gedichte den Charakter eines Tagebuches an und waren deshalb zunächst einmal der Dichterin selber wert und bedeutsam.⁴⁸ Nicht zuletzt aus diesem Grund stand Maria Lauber ihren lyrischen Erzeugnissen – anfänglich zumindest – oft zu nahe, um deren künstlerische Qualität objektiv einschätzen zu können.⁴⁹ Diese Befangenheit sollte der Dichterin später verschiedentlich zum Nachteil gereichen.⁵⁰

Welche Erlebnisse oder Anlässe stimulierten Maria Lauber zum ‘gedichtmässigen’ Tagebuch-Schreiben und wie ging sie dabei vor? – Eine wichtige Inspirationsquelle war ohne Zweifel die Natur. Schon als Kind hatte Maria Lauber unzählige Musse- und Arbeitsstunden in Feld und Wald verbracht und sich mit ihrer wachen Beobachtungs- und Wahrnehmungsd disposition der Natur mit ihren «Anmutsqualitäten für alle Sinne und für die Phantasie»⁵¹ neugierig und beharrlich genähert.⁵² Dieser Prozess der Naturannäherung und -durchdringung führte letztlich dazu, dass sich Maria Lauber mit den Elementen der Natur aufs Engste vertraut, ja gar verschwistert fühlte und aus der Natur stets von Neuem eine tiefe Beseelung erfuhr. Nicht erstaunlich deshalb, wenn die Natur Maria Lauber zeitlebens ein Gefühl wohliger und tröstender Geborgenheit⁵³ vermittelte: «Nie war ich einsam, wo mich Natur umgab», bekennt die Autorin in einem Brief.⁵⁴ Als 63-jährige Frau wird sie über die Natur, die ihr wohl immer auch als eine Art innere Heimat und Spiegel ihrer eigenen Seele galt,⁵⁵ sogar anmerken, sie sei ihr zuweilen vorgekommen «wie eine zweite Mutter.»⁵⁶ Bei einer derart innigen Vertrautheit mit der Natur liegt es auf der Hand, dass in Maria Laubers Schaffen die ‘Naturlyrik’ eine hohen Stellenwert genießt. Die grosse Anzahl von Gedichten,

⁴⁷ Nach einem Brief Maria Laubers an Jakob Aellig vom 1.1.1956. – Über die beglückende Wirkung der eigenen Verse auf die Autorin s. die Anmerkungen zum Gedicht *«Himmlichs Glück»*.

⁴⁸ «Meine Gedichtheft sind zugleich meine Tagebücher; hinter jedem Gedicht steht ein Erlebnis, das mir gegenwärtig ist, sobald ich das Gedicht wieder lese. Demnach haben viele Gedichte Wert nur für mich.» (Undatierter handschriftlicher Eintrag in ein Gedichtheft; vermutlich um 1960.)

⁴⁹ «Ich weiss anfänglich nie, ob etwas, das ich geschrieben, bes[onders] Verse, etwas taugt, Erst nach Monaten oder Jahren habe ich Distanz.» (Brief von Maria Lauber an Jakob Aellig vom 14.2.1965.) – Ähnlich: «Ich habe schon oft die Beobachtung gemacht, dass ich besonders meine Gedichte gar nicht zu bewerten weiss. Die vorliegenden schon gar nicht. Ich weiss nicht, sind sie etwas oder gar nichts. (Maria Lauber brieflich an Luise Schranz-Hari am 20.5.1965.)

⁵⁰ Beispielsweise anfangs der 1960-er Jahre, als Maria Lauber eine für die *Gesammelten Werke* repräsentative Gedicht-Auswahl treffen musste, kam es wegen unterschiedlicher Meinungen bezüglich der Qualität der Gedichte zu kleinen Zerwürfnissen zwischen der Autorin und der Herausgeberschaft. – Ein weiteres Beispiel: Als ihr die Redaktion der Berner Zeitung *Der Bund* ein Gedicht zurücksandte, das sie zu ihren besten zählte, war die Autorin traurig und verärgert. (Nach einem Brief von Maria Lauber an Albert Streich vom 24.10.1956.)

⁵¹ Daum, Egbert: *Was heisst hier Heimat? Neue Inhalte für einen emotional befrachteten Begriff*. In: NZZ, Nr. 214, 15./16.9.1990, S. 25. Ebenfalls zitiert in Blatter, *Lebensbeschreibung*, S. 44.

⁵² Über Maria Laubers Beziehung zur Natur s. Blatter, *Lebensbeschreibung*, 44ff.

⁵³ Vgl. etwa das im vorliegenden Band enthaltene Gedicht *«Im Wald»*.

⁵⁴ An Hanni Schmid-Scholl am 10.12.1952. – Während kranker Tage allerdings konnte die Natur die heilsame Wirkung auf Maria Lauber unversehens verlieren, wie aus einer anderen Briefstelle hervorgeht: «Auch die Natur, die mich sonst immer & immer wieder Trösterin war, schien mir schal & richtete mich nicht auf.» (An Margaret Rieder-Trafelet am 25.4.1956.)

⁵⁵ Jemand, der die Natur nicht kenne, kenne sich selbst nicht, soll Maria Lauber einmal geäussert haben. (Nach Urs Küffer, in einem öffentlichen Vortrag über M. L. am 17.5.1984 in Frutigen; ebenfalls zitiert in Blatter, *Lebensbeschreibung*, S. 46.)

⁵⁶ Brief an Frieda Mürmer-Müller vom 28.2.1955; ebenfalls zitiert Blatter, *Lebensbeschreibung*, S. 46.

die sich thematisch auf Phänomene der Natur beziehen,⁵⁷ legt hierfür Zeugnis ab. Oft waren es Wanderungen oder Spaziergänge,⁵⁸ die Maria Lauber zu Natur-Gedichten anstiessen.⁵⁹ Wie die Dichterin dabei vorging, erfahren wir von einer ihrer (wenigen⁶⁰) Wandergefährtnen:⁶¹ Oft sei Maria Lauber während eines Fussmarsches plötzlich und völlig unerwartet stehen geblieben, habe sich von der Begleiterin weggedreht, den Blick unverwandt auf ihr Notizbüchlein geheftet und die Verszeilen in einem Zug niedergeschrieben. Es sei aber auch vorgekommen, so berichtet die Zeitzeugin, dass die Autorin nach einem Bummel zu ihr ins Haus gestürzt kam, um Papier, Bleistift und absolute Ruhe bat, und dann ihre im Gedächtnis gestauten Reime sogleich – wie in einem Dichtervahn befangen – in höchster Konzentration mit flüchtiger Schrift ausformulierte. Haben diese spontanen Entstehungsakte eines Gedichts nicht eine frappante Ähnlichkeit mit Maria Laubers weiter oben erwähnten Vorstellung vom wahren Dichtertum?

Neben Naturlyrik finden sich unter den im vorliegenden Band versammelten Gedichten nicht wenige, welche inhaltlich die Liebe und Gefühle der Verlassenheit oder Einsamkeit umkreisen. Inwiefern lassen sich diesbezüglich Parallelen zu Maria Laubers Biografie ziehen? – Die Dichterin blieb, wie wir wissen, zeitlebens unverheiratet, was allerdings nicht bedeutet, dass sie der Liebe nicht begegnet wäre. Wir wagen es hier, den dürftigen Informationsquellen zum Trotz, die Präsenz der Liebe in ihrem Leben aufzuspüren.⁶² Beginnen wir in ihrer Jugendzeit: In *Chüngold in dr Stadt* stossen wir auf eine Passage, in der sich das noch schulpflichtige Chüngi (Maria Laubers Alter Ego) ein komfortables Leben als Lehrerin in einem Schulhaus samt eigenen Kindern ausmalt. Doch in diesem Wunschbild fehlt – und diese Tatsache lässt uns aufhorchen – der Ehegatte und leibliche Vater der Sprösslinge: Chüngi erklärt nämlich: «[...] nii, Maa wellti's eghina. Da weän eghi Vatter. Es weän drum alz angnoni Chind. De bifuli nieme wyter wan äs.»⁶³ Selbst einige Jahre später, im Seminar, zeigen sich keine Anzeichen, dass Chüngold von ihren festen Haltung abgerückt wäre; sie hätte sich wohl auch kaum gewagt, denn die Mutter hatte ihr mit eindringlichen Worten ins Gewissen geredet: «Du söllscht de net a ds Hürate sine, jitz, wa wer sövel viil müessen usgä für dig!»⁶⁴ Maria Laubers (alias Chüngold) Reaktion auf die mütterliche Ermahnung zeigt, dass sie letztere zwar verstanden hat und zu befolgen gewillt ist, aber nur schweren Herzens und im Widerstand gegen die (ersten?) süßen Verlockungen der Liebe: «Ja, ja, es will folge. Aber doch öppis sövel Schöes isch', z gah mit emne junge Pursch.»⁶⁵ Nach ihrer Seminarzeit sollte Maria Lauber die Liebe nicht mehr allzu lange im Zaum halten müssen. Allerdings kam sie nicht umhin, sich vorgängig dem von der Mutter verhängten Bann zu entziehen und ihr eigenes – in einer stark autobiografisch durchtränkten Erzählung abgelegtes – Gelübde zu überdenken respektive zu brechen: «Nie, nie will ich heiraten, Mutter, und Schmerzen und Not ertragen wie du.»⁶⁶

⁵⁷ Als Beispiele seien erwähnt: Tages- und Jahreszeiten, atmosphärische Stimmungen, Licht- und Witterungsverhältnisse, Blumen- und Tierwelt usw.

⁵⁸ Über Maria Laubers Wandertätigkeit und ihre Bedeutung s. Blatter, *Lebensbeschreibung*, S. 130ff.

⁵⁹ Datierungen mit topografischen Angaben bezeugen, dass zahlreiche Gedichte auf Wanderungen entstanden sind.

⁶⁰ «Ich wanderte viel in meinem Leben, fast immer allein, weil ich nicht den Mut hatte, mir jemand zum Begleiter zu bitten.» (Maria Lauber brieflich an Susanne Siegenthaler am 9.10.1967.)

⁶¹ Interview mit Luise Zurbrugg-Buchs, geführt vom Verfasser am 30.8.1986.

⁶² Ausführlicheres zu diesem Thema s. Blatter, *Lebensbeschreibung*, S. 113ff., 177f.

⁶³ Lauber, Maria: *Chüngold in dr Stadt*. Erzählung. Hg. Kulturgutstiftung Frutigland. Zytglogge (Basel) 2020, S. 22.

⁶⁴ Ebenda, S. 51. – Eine ähnliche Stelle (S. 126): «d Mueter het gsiit, ds Hürate hiige se sig den oppa für nes Schutzli, we net für ging, us em Huut z tue, äs, wa sövel hiigi gchoschtet.»

⁶⁵ Ebenda, S. 126.

⁶⁶ Maria Lauber: *Liebste Mutter*. Unveröffentlichte, hochsprachliche Erzählung. 1. Fassung entstanden wohl zwischen 1957 und 1958. Zitat aus dem Typoskript der 3. Fassung, S. 32.

Maria Lauber eben offengelegtes Gelöbnis erhielt zu Beginn ihrer Simmentaler Lehrtätigkeit erste Brüche: Die junge Lehrerin knüpfte nämlich mit einem einheimischen Bauernsohn eine Bekanntschaft an, der sich jedoch die Eltern des Freundes widersetzen. Trotz dieser Opposition dauerte die Freundschaft im Geheimen an. Mit der Zeit jedoch wurde Maria Lauber des Versteckspiels⁶⁷ müde und zunehmend von Gewissensbissen gequält.⁶⁸ Indes, die unter einem ungünstigen Stern stehende (erste?) Liebesbeziehung sollte schliesslich zerbrechen und bei unserer Autorin einen lang anhaltenden Trennungsschmerz hinterlassen, der sich in einem hochdeutschen Gedicht wiederfindet:

Abend im Regen

Du stiller, milder Regentag,
wie spinnst du meine Kammer ein!
Und alles, was mich quälen mag,
das wird nun still und schläft nun ein.

Nur manchmal hör ich leise gehen,
vorüber eines Menschen Fuss.
Der Linde Zweige flüsternd wehn,
als brächten sie mir einen Gruss
von dir der einst vorüberging,
und den ich nimmermehr gesehn.
Von dir, der einst vorüberging ...
Der Lindenzweige flüsternd wehn.⁶⁹

In der zweiten Hälfte der 1920-er Jahre kam Maria Lauber erneut mit der Liebe in Berührung: Sie lernte einen Mann kennen, den sie offenbar «aus tiefster Seele achtete»⁷⁰ und oft in ihre Gebete einschloss. Doch abermals standen einer engeren Beziehung Steine im Weg, diesmal in Form der katholischen Konfession des Geliebten. Der Glaube erwies sich deshalb als Hürde, weil sich Maria Lauber einmal dahingehend geäussert hatte, ihr protestantischer Standpunkt sei derart «unerschütterlich fest gegründet»⁷¹, dass sie die Religion jenes Mannes unmöglich würde annehmen können. Ihrer kompromisslosen Haltung zum Trotz muss sie monatelang verzweifelt mit sich gekämpft haben, bevor sie sich zur Auflösung der amourösen Beziehung durchringen konnte. Der Entschluss war ihr umso schwerer gefallen, weil sie die Liebe als nachhaltigste Form der menschlichen Begegnung betrachtete, als «etwas so Grosses, dessen nur wenige ganz wert sind und um das man, noch ehe man es besitzt, zittert, es zu verlieren.»⁷² So ist es nachvollziehbar, wenn das Zerbrechen des Liebesbundes Maria Lauber innerlich aufs schmerzhafteste traf. Weniger vorbereitet sind wir allerdings auf ihre (voreilige) resignative Schlussfolgerung und Zukunftsprognose: «Darum sträube ich mich beinahe gegen dieses Grösste auf Erden – Verzicht ist mir so leichter als Verlust, um den ich Jahrzehnte lang leide. Ich bin einer grossen Liebe nicht wert.»⁷³

Soweit wir sehen ging Maria Lauber nach ihrer eben geschilderten peinvollen Trennung keine neue Liebesbeziehung mehr ein und beschritt fürderhin ihren Lebensweg grösstenteils allein. Das Alleinsein erwies sich für die Autorin nicht a priori als negative Erfahrung. Im

⁶⁷ Maria Lauber schien die Liaison auch vor ihrer Familie – wohl aus Angst, sie könnte ihre Eltern, d.h. vor allem ihre Mutter, verletzen – verschwiegen zu haben.

⁶⁸ Im Verlaufe einer gemeinsamen Wallis-Reise mit ihrem Geliebten schreibt Maria Lauber: «Vielleicht ist es Sünde, dass ich hier im Wallis bin mit meinem Freund und niemand zu Hause weiss etwas davon.» In: Maria Lauber: *«Briefe aus dem Wallis»*, Nr. 41 (Folge 3), Liestal 10.7.1921, S. 488.

⁶⁹ Entstanden in den 1930-er Jahren. Von der Autorin datiert '8. Juli'. Zitiert nach der Reinschrift von 1960. Ebenfalls abgedruckt in Blatter, *Lebensbeschreibung*, S. 144.

⁷⁰ Brief einer unbekanntenen Verfasserin an Maria Lauber vom 14.4.1929.

⁷¹ Ebenda.

⁷² Brief von Maria Lauber an Hanni Schmid-Scholl vom 9.2.1938.

⁷³ Ebenda.

Gegenteil: in vielen Lebenslagen dürstete sie geradezu nach Phasen der Kontaktlosigkeit oder Abgeschiedenheit. So verbrachte Maria Lauber zur inneren Verarbeitung intensiver, belastender Erlebnisse einmal «zwei Sommer [...] ganz allein auf einer Alp» und sah «Monat um Monat keinen Menschen.»⁷⁴ Und schon als Kind hatte sie häufig einen Drang verspürt, sich zurückzuziehen und die Vorteile einer solch temporären Isolation mit hingebungsvoller Erwartung zu nutzen. Die Autorin kommentierte hierzu in einem 1957 oder 1958 entstandenen autobiografischen Text betitelt *«Jini win anderu»*: «[...] i bin i mym Läbe ging gäären inzig gsy. Elinzig uf em Wäg dür ds Hiitlereneggetli i d Wiid, inzig bim Ströuwenen u Luuben im Wald, wi sy mer da tuusig u tuusig Sache dür mys Huut ggange, wi han ig da chöne sinen uber diz u sinen uber daas, u niemer het mig gstöert derby. O gfelig jedes Chind, wa cha für iinis un elinzig sy, we's ds Verlange derna het!»⁷⁵

Als *ein* Hauptzug von Maria Laubers Wesensart lässt sich ein permanenter Widerstreit ausmachen zwischen dem Bedürfnis nach Zurückgezogenheit und dem Sehnen nach sozialen Kontakten. Ihre ausgeprägte Schüchternheit und ihre zeitweiligen psychischen Leiden kamen ihr aber beim Knüpfen von Beziehungen oftmals in die Quere und leisteten so Gefühlen der Verlassenheit oder der Vereinsamung ungehindert Vorschub, einer Befindlichkeit, die sich auch in etlichen ihrer Gedichte widerspiegelt.⁷⁶ – Obwohl, oder vielleicht gar *weil* unserer Autorin ein dauerhaftes Liebesbündnis verwehrt blieb, taucht das Motiv der *Liebe* in ihren Gedichten immer wieder auf. Bei der Annäherung an ihre Liebeslyrik soll uns ein kurzes Einblenden in Maria Laubers Biografie erneut behilflich sein:⁷⁷ Kurz nach ihrer Pensionierung nahm Maria Lauber ihre jüngste Schwester Emma in ihren Haushalt auf, ein Schritt, der unserer Autorin alles andere als leicht fiel: «Das muss ich jetzt auch noch lernen, im Alter, das zu Zweien sein, nachdem ich ein Leben lang allein mit mir war und selten oder nie klagte darüber.»⁷⁸ Wenngleich das Einvernehmen zwischen den beiden Geschwistern anfänglich durch Schuldverstrickungen eingetrübt war und Emma wenig heilsamen Einfluss auf die literarische Tätigkeit ihrer Schwester ausübte,⁷⁹ so schweissten die langen Jahre gemeinsamen Wohnens und Leidens die beiden fest zusammen. Oft war es Emmas Herz, das Maria in Zeiten seelischer oder religiöser Nöte Zuflucht gewährte. Als Emma im Jahre 1969 starb, verlor Maria Lauber ihre engste Bezugsperson, ihre treuste und wertvollste Stütze ihres Lebensabends, ja eigentlich einen Teil ihrer selbst.⁸⁰ Die plötzliche Lücke löste bei Maria Lauber heftige Einsamkeitsgefühle aus: «Ich bin allein und finde mich nicht zurecht»,⁸¹ klagte sie einer Bekannten. Maria hatte ihre Schwester nicht nur zutiefst verehrt, sondern auch innigst geliebt. Diese intime ‘Nächstenverbundenheit’ wusste Maria Lauber poetisch zu instrumentalisieren. Wie sie dies tat eröffnete sie einer Freundin in einem berührend-ehrliehen Bekenntnis: «So sind viele Gedichte, die man als Liebesgedichte ansehen möchte, an meine Schwester gerichtet. Sie weiss es nicht & soll es nie wissen.»⁸² Das vor Emma gut gehütete Geheimnis erfüllt damit eine doppelte Funktion: Uns Lesenden hilft es – wohl unversehens – die Lauber'sche Liebeslyrik besser zu verstehen, und der Autorin gab es die Möglichkeit, ihre – grösstenteils unerfüllt oder unerwidert gebliebenen – Liebesempfindungen zu sublimieren.

⁷⁴ Brief von Maria Lauber an Berta Berger vom 8.8.1958.

⁷⁵ Maria Lauber, *«Jini win anderu»*, in: Kulturgutstiftung Frutigland [Hg.]: *Ischt net Mys Tal emitts. Maria Lauber (1891-1973)*. Lesebuch. Bern (Zytglogge) 2016, S. 18.

⁷⁶ Als repräsentative Beispiele wären etwa die Gedichte *«Elinzige»*, *«Ds fründ Junghfröuweli»* oder *«Wägwart»* zu nennen.

⁷⁷ Dabei greifen wir allerdings etwas über Maria Laubers Kiener-Zeit hinaus.

⁷⁸ Maria Lauber brieflich an Hanni Schmid-Scholl am 10.12.1952.

⁷⁹ So betrachtete Emma die Schriftstellerei als etwas Verwerfliches, genauer: als eine dem göttlichen Gebot zuwiderlaufende Handlung (s. Blatter, *Lebensbeschreibung*, S. 203).

⁸⁰ Siehe Anmerkung 177 in Blatter, *Lebensbeschreibung*, S. 265.

⁸¹ Brief von Maria Lauber an Berta Berger vom 24.12.1969.

⁸² Brief von Maria Lauber an Margaret Rieder-Trafelet vom 6.9.1956. – An eine andere Adressatin schrieb Maria Lauber: «Sie [Emma] ist's, an die die meisten meiner Liebeslieder gerichtet sind.» (Brief an Berta Berger vom 24.12.1969.)

In einer Handvoll Gedichte unserer Sammlung⁸³ rücken *Seelen-Stimmungen* thematisch in den Mittelpunkt. Schauen wir uns auch hier in der Biografie der Autorin nach möglichen Bezügen um: Schon früh in ihrem Leben räumte Maria Lauber ein: «Ich hab' so eine kleine Seele».⁸⁴ Mit diesem Bild verwies die damals knapp Dreissigjährige auf die Grenzen ihrer psychischen Belastbarkeit respektive auf ihre starke Disposition zur Schwermut,⁸⁵ eine Veranlagung, welche die Autorin seit den 1930-er Jahren Depressionsschüben aussetzte, die bis zu ihrem Tode nicht abklingen sollten. Gründe für diese sich phasenweise einstellenden seelischen Leiden⁸⁶ lagen in der Kiener-Zeit, unter anderem, in Maria Laubers grosser Arbeitsbelastung, im Auseinanderbrechen ihrer Liebesverhältnisse und im Verlust ihrer älteren Schwestern Elise und Sophie. Die Reaktionen auf solche depressiven Verstimmungen waren vielfältiger Natur: Die Dichterin zog sich in solchen Leidenszeiten zurück, brach soziale Kontakte ab, wurde von Selbstzweifeln, Insuffizienz- und Minderwertigkeitsgefühlen heimgesucht, verlor die Lust am Unterrichten, hinterfragte ihre schriftstellerische Tätigkeit, ja, empfand bisweilen ihr Leben als sinnentleert⁸⁷ und orientierungslos. – Maria Lauber versuchte mit verschiedenen Mitteln, sich gegen ihre psychischen Disharmonien – und damit gegen die Verwundbarkeit ihres reichen Innenlebens – zur Wehr zu setzen: So suchte sie beispielsweise Unterstützung bei medizinischen und geistlichen Fachpersonen, in der (Erbauungs-)Literatur, in ihrem Glauben⁸⁸ oder durch Kuraufenthalte. Darüber hinaus setzte sie, wie anderweitig auch schon, auf poetische Selbsthilfe, indem sie ihre seelischen Nöte in Gedichten gleichsam von der Seele schrieb. Durch dieses (therapeutische) lyrische Nachzeichnen, Ergründen und Auswerten ihrer Seelenturbulenzen lesen sich auf diese Weise entstandene Verse zum einen wie intime, reflektierende innere Monologe und zum andern wie ein Gefühlsbarometer, dessen Nadel – wie etwa in den nachfolgenden hochdeutschen Reimen – weit ausschlagen kann:

Nun, die schwarzen Schatten liegen
hinter mir in grauser Schlucht,
und der Gipfel ist erstiegen,
und der Firne ferne Flucht
steigt im Glanz des ersten Lichtes,
schau ich träumenden Gesichtes
in des Himmels Wunderbau.
Als zerflösse sie im Blau
Das von Ewigkeiten klingt,
meine Seele jauchzt und singt.⁸⁹

Anzufügen bleibt, dass Maria Lauber in ihrem späteren Leben während depressiver Phasen gerade bei solch eben zitierten Versen Zuflucht suchen wird, um sich an deren

⁸³ Wir denken etwa an die Gedichte *«Es Tor giit uuf»*, *«Geäja Wägsel»*, *«Schwera Tag»* oder *«Troscht»*.

⁸⁴ Maria Lauber: *«Briefe aus dem Wallis»*, Nr. 42 (Folge 4), Liestal 17.7.1921, S. 500.

⁸⁵ Zur Terminologie dieser Krankheit und zum Krankheitsbild s. ausführlich Blatter, *Lebensbeschreibung*, S. 175ff.

⁸⁶ Später werden religiöse Anfechtungen zu heimtückischen Mitauslösern von Maria Laubers depressiven Verstimmungen. (Siehe nächstes Kapitel.)

⁸⁷ Vor dem Hintergrund ihrer Daseins-Leere drückte Maria Lauber ihre Ohnmacht gegenüber dem Tode ihrer Schwester Sophies in Versform folgendermassen aus: «So denk ich dein. Und meine Träume rinnen, / als flösse meine Seele mit dahin. / Was soll, die ich so ganz dir unnütz bin, / mit meinem leeren Leben ich beginnen?» (Das 3-strophige unpublizierte Gedicht, von dem hier der Schluss zitiert ist, entstand 1945; s. auch Blatter, *Lebensbeschreibung*, Anm. 375, S. 181.)

⁸⁸ Wie Maria Lauber in depressiven Phasen aus ihrem Glauben Lebenskraft und Hoffnung schöpfte, veranschaulicht ein vor 1937 entstandenes, gebetsartiges Gedicht: «Dennoch ist in mir ein Singen, / dennoch Gott, will ich Dir bringen / dieses Morgens Lobgebet. / Jeder Tag, der neu erstrahlet, / mir viel tausend Freuden malet, / und durch meine Seele geht / die Gewissheit, dass sich's wendet, / besser, als ich flehte, endet.» (Diese Verse sind auch abgedruckt in Blatter, *Lebensbeschreibung*, S. 178.)

⁸⁹ Dieses unpublizierte Gedicht schrieb Maria Lauber nach Ausheilung einer Gemütskrankheit im Jahre 1948. (Zitiert nach der Reinschrift von 1960/61; ebenfalls abgedruckt in Blatter, *Lebensbeschreibung*, S. 184.)

hochgestimmten Tönen aufzurichten: Gedichte waren der Autorin zu treuen Begleitern in frohen und schweren Tagen,⁹⁰ ja eigentlich zur trost- und lebensspendenden Kraft geworden.

5. *Im Ruhestand in Aeschi (1952 – 1956)*

Gesundheitlich bedingt trat Maria Lauber im Jahre 1952 frühzeitig aus dem Schulamt zurück und verlegte daraufhin ihren Wohnsitz nach Aeschi bei Spiez. Hier übermannte die pensionierte Lehrerin schon bald das Gefühl, im Ruhestand ein gleichermassen unausgefülltes wie unerfülltes Leben zu führen. Sie beflissigte sich deshalb redlich, diese lauernde Sinnleere – nicht zuletzt mithilfe ihrer schriftstellerischen Arbeit – zu überlisten. Obwohl sie den Zenit ihrer dichterischen Schaffenskraft in Aeschi bereits überschritten hatte, schrieb sie neuerdings zuweilen geradezu «wie im Fieber».⁹¹ Allein, dieser glühende poetische Eifer wurde immer wieder empfindlich und nachhaltig gebremst durch die uns bereits bekannten depressiven Störungen und – nun zusätzlich – durch heftige, oft von Todesängsten begleiteten religiösen Anfechtungen. Da Maria Lauber die Letzteren auch in einigen Gedichten thematisierte,⁹² sollen zu deren besseren Verständnis kurz die relevanten biografischen Zusammenhänge aufgezeigt werden:⁹³

Der in Maria Laubers Elternhaus praktizierte christliche Glaube war stark geprägt vom Antagonismus zwischen Himmel und Hölle. Bei Verfehlungen drohte man den Kindern daher immer wieder mit einem strafenden Gottesgericht und – untermalt mit schreckenerregenden Bildern – dem Höllenfeuer. Das kleine Mädchen Maria, von solchen Verwarnungen tief beeindruckt und verängstigt, begann sich früh zu fragen, für welche Vergehen ihr denn eigentlich «die Hölle als Strafe»⁹⁴ warten würde. Weil aber der Begriff der ‘Sünde’ für sie gleichermassen undurchschaubar wie schaudervoll blieb, sah die Heranwachsende hinter den harmlosesten Handlungen versteckte Sünden und nahm sich selber als potentielle Sünderin wahr. Als solche lebte Maria Lauber fortan in ständiger Furcht vor der göttlichen Strafe und mit der Unsicherheit, ob für ein vermeintlich sündiges Wesen wie sie je Aussicht auf Vergebung, also Erlösung im Himmel bestünde.

In Aeschi flammten nun solche religiösen Ängste und Zweifel – zumeist geschürt von depressiven Verstimmungen – in ungewohnter Heftigkeit auf. Dabei geriet Maria Laubers Vertrauen in die Gnade Gottes jeweils arg ins Wanken und liess in ihr die marternde Frage aufkommen: «Ist es möglich, dass auch nur *ein* Mensch verloren gehen kann? Kann Gott-Vater, der Allmächtige, auch nur *eines* fallen lassen. Dann müsste *ich* das sein!»⁹⁵ Mit verbissener Hartnäckigkeit versuchte sie diese bange Ungewissheit – und damit verbunden: ihre Todesfurcht – auszurotten, indem sie beispielsweise Sterbende über die Letzten Dinge befragte oder «Nächte & Nächte lang Buch um Buch [studierte, um] Antwort zu suchen auf die Frage: kann ein Mensch verloren gehen?»⁹⁶ Wir nehmen hier vorweg, dass Maria Lauber bis an ihr Lebensende – und dieser Umstand ist Teil der Tragik ihres Daseins – keine letzte Gewissheit über eine ihr dereinst zuteilwerdende göttliche Huld und Gnade erlangen sollte; sie blieb eine Suchende und Hoffende, dabei wäre gerade die Stabilität ihres körperlichen und seelischen Befindens von dieser Sicherheit des einstigen ‘Erlöst-Werdens’ abhängig gewesen!

Nacht oni Schlaf

⁹⁰ Sinngemäss laut einem Brief von Maria Lauber an Fritz Ringgenberg, datiert vom 21.11.1963.

⁹¹ Brief von Maria Lauber an Margaret Rieder-Trafelet vom 31.5.1957.

⁹² Erwähnt seien u.a. *«Dys Wubb»*, *«Geäja Wägsel»*, *«Gott»*, *«Litz uber»* oder *«Parad»*.

⁹³ Wir folgen hier Blatter, *Lebensbeschreibung*, u.a. S. 73ff., 199ff., u. 238ff.

⁹⁴ *«Rosina Imlaub»*, S. 97 (nähere Angaben zu diesem autobiografischen Manuskript s. Anmerkung 6).

⁹⁵ Brief von Maria Lauber an Pfarrer Roland Lüthi vom 13.12.1966 (kursive Hervorhebungen E. B.). – Ähnlich hatte Maria Lauber ihre Ängste schon in Aeschi formuliert: «Jede Stunde, jede Minute oft, in dem rasenden Herzklopfen, meine ich, ich müsste sterben. *Sterben und dann ewig verloren sein.*» (Brief vom 14.12.1954 an Hanni Schmid-Scholl; kursive Hervorhebung E. B.).

⁹⁶ Brief von Maria Lauber an Hanni Schmid-Scholl vom 14.12.1954.

I ligen da wi mengi Stund.
 Ds Lantwasser ruuschet us em Grund.
 Im Schafstall giit es Treähi aa:
 es Bänzi het sig vürergla.
 O wüsst ig net, das Stärnenglanz
 jitz ot mer ischt, ud das ig ganz
 I ds Liebgotts Hiet u Hulde stah –
 wi wurdi mier di Nacht vergah!⁹⁷

Aus dem Dargestellten geht hervor: Sehr oft, wenn religiöse Skrupel Maria Lauber plagten, folgten in der Regel psychische Störungen auf den Fuss. In Aeschi nun gesellten sich obendrein noch körperliche Beschwerden dazu. Dieses Aufeinanderprallen von verschiedenen Krankheitssymptomen stürzte die Autorin in eine schwere schriftstellerische (Schaffens-)Krise: Sie zweifelte ihre eigenen Dichtung an und verfiel dem Wahn, ihre Bücher könnten «ändern zum Verderben werden»⁹⁸; sie spürte, wie die Lust am Schreiben versickerte und war fest entschlossen, mit der Schriftstellerei endgültig zu brechen,⁹⁹ eine Absicht, die sie mit den Worten legitimierte: «Es dünkte mich Sünde, oder wenn nicht das, ein ganz unnützes Unterfangen, & Bodenfegen, Dreck aufputzen & Strümpfe stopfen so viel verdienstlicher als Schreiben.»¹⁰⁰ Allerdings untergrub sie ihren Vorsatz in einem in unseren Zusammenhängen wesentlichen Punkt, indem sie nämlich ihr *lyrisches* Schaffen dem verhängten Schreib-Bann entzog, eine Ausnahmeregelung, die sie in einem Brief wie folgt begründete: «Gedichte zu schreiben wollte ich mir nicht verbieten. [...] Denn Gedichte zu schreiben, so kleine, leichte, wie ich sie schrieb, dünkte mich, das könnte ich verantworten vor Gott, die würden niemandem schaden, vielleicht eher Freude machen.»¹⁰¹ In dieser Haltung schienen sie verschiedene Vertraute – darunter ein befreundeter Landsmann – bestärkt zu haben; die Autorin erwiderte ihm: «So denken Sie also nicht, dass Gedichte schreiben Sünde sei.»¹⁰² Maria Lauber musste sich über diese verbale Rückendeckung ebenso erleichtert wie ermutigt gefühlt haben, denn sie wird sich auch in Zukunft wieder ab und zu ihrer besonders ans Herz gewachsenen literarischen Gattung zuwenden und mit ihren Versen sich selber erfreuen und andere «glücklich machen.»¹⁰³

Dass Maria Lauber der Lyrik innerhalb ihres Schaffens einen privilegierten Platz zuwies, ersehen wir etwa auch aus den zahlreichen Autorenlesungen, welche sie, bis zu einem gewissen Alter wenigstens, mit grosser Begeisterung bestritt.¹⁰⁴ Sehr oft stellte sie nämlich Gedichte in den Mittelpunkt ihrer Vorträge; dies war namentlich bei einer jungen Zuhörerschaft der Fall, für die sie die Lyrik – besonders Liebesgedichte – interessanterweise als am geeignetsten erachtete. Und was die Vortragsweise der Verse angeht, so hatte die

⁹⁷ Dieses vermutlich in Aeschi entstandene Gedicht zeigt, wie Maria Lauber selbst in Stadien seelischer Düsternis zuweilen zum 'Erlöserglauben' zurückfand und sich dadurch – temporär wenigstens – Halt und Zuversicht verschaffte. (Erstmals in Buchform publiziert in Maria Lauber: *Bletter im Luft*. Bern (Francke) 1959, S. 33; ebenfalls aufgenommen in Maria Lauber: *Gesammelte Werke*, Bd. 1: *Gedichte*. Bern (Francke) 1965, S. 101.)

⁹⁸ Maria Lauber brieflich an Margaret Rieder-Trafelet am 17.12.1954.

⁹⁹ Ihre Absichtsbekundung unterstreicht die Autorin in einem Brief an Alfred Bärtschi vom 24.6.1953 folgendermassen: «Nun schreibe ich gegenwärtig, wohl für lange, weder Gedichte noch Geschichten mehr & suche deshalb Arbeit.»

¹⁰⁰ Ebenda.

¹⁰¹ An Margaret Rieder-Trafelet am 15.3.1955. – In einem einige Monate früher datierten Brief (17.12.1954) an dieselbe Adressatin finden wir einen ähnlichen Wortlaut: «Hin & wieder schreibe ich ein Gedicht. Das dünkt mich nichts Böses, weil es so wenig Zeit braucht & vielleicht ein Mensch sich daran erfreuen mag. Sonst schreibe ich nichts.»

¹⁰² Brief vom 31.12.1955 an Jakob Aellig.

¹⁰³ «Was wollen wir mehr mit dem was wir dichten als andere glücklich machen.» (Maria Lauber brieflich an Albert Streich am 24.10.1956.)

¹⁰⁴ Über Maria Laubers Autorenlesungen s. Blatter, *Lebensbeschreibung*, S. 147ff.

Dichterin ebenfalls klare Vorstellungen: «Gedichte muss man immer sehr langsam lesen & nach jedem Gedicht überdenken lassen. Überhaupt ist das Langsamlesen in jedem Fall, besonders aber in unserem Dialekt, zu empfehlen.»¹⁰⁵

Angesichts Maria Laubers Vorliebe für die Lyrik mag es erstaunen, dass die Autorin bis dato ihre Verse bloss sporadisch in Zeitungen oder Zeitschriften platzierte und noch keine publizierte Gedichtsammlung vorweisen konnte.¹⁰⁶ Mögliche, uns teilweise schon bekannte Gründe hierfür liefert die Dichterin gleich selbst: «[...] Gedichte sollten einem wert sein. Was ist schliesslich die ganze Betriebsamkeit ihrer Veröffentlichung! [...] Gedichte schreiben wir doch in erster Linie für uns. Es gibt solche, die wir lieben, ja an denen wir täglich wohlleben & die uns beglückt haben viele, viele Tage lang. Ob andere sie schätzen? Sollte uns das so wichtig sein, nachdem sie uns ja so reich gemacht. Und ist unter tausenden eines, das auch für andere längeren Lebens wert ist, dann mag es in der Schublade seinen Dornröschenschlaf schlafen, aber einmal wird es gewiss erwachen, und es wird nicht verloren gehen. Wenn *eines* darunter ist –.»¹⁰⁷ Hinzu kommt der uns ebenfalls schon vertraute Umstand, dass sich Maria Lauber mit der Beurteilung ihrer eigenen Gedichte schwer tat. Es war vor allem dem ermutigenden Zuspruch ihres Brienzer Schriftstellerfreundes Albert Streich und enthusiastischen Stimmen aus ihrem Leserkreis zu verdanken, dass Maria Lauber schliesslich über ihren eigenen Schatten sprang und in den Druck ihrer ersten schmalen Gedicht-Anthologie einwilligte, welche 1955 kurz vor Weihnachten unter dem Titel *«Mys Tal»*¹⁰⁸ erscheinen sollte. Zum Inhalt dieses Bändchens merkte die Autorin in einem Brief an: «Es sind glaube ich alles in Kien entstandene Gedichte, vierzig von tausend.¹⁰⁹ Da ist Kien drin & mein Leben»¹¹⁰, wobei sie in einem anderen Brief präzisierend hinzufügte: «Das Büchlein ist mir [...] so ziemlich das Liebste von allem, was mir im Worte geschenkt wurde.»¹¹¹ – Die Publikation von *«Mys Tal»* fand in der Presse ein positives Echo¹¹² und die Erziehungsdirektion des Kantons Bern kaufte 50 Buchexemplare, um sie an Bibliotheken zu verteilen.¹¹³ Die ihr so entgegenbrachte Wertschätzung dürfte mitgeholfen haben, Maria Laubers weiter oben angesprochenes, aus dem Gleichgewicht geratenes Seelenleben etwas zu stabilisieren und damit ihre geltend gemachten Bedenken gegen ihre Dichtung – und die Schriftstellerei überhaupt – zu zerstreuen, wenn nicht gar, einstweilen wenigstens, auszuräumen.

6. Im Ruhestand in Winklen (1956 – 1964)

Im Frühjahr 1956 zügelte Maria Lauber, zusammen mit ihrer jüngsten Schwester Emma, von Aeschi nach *Winklen*¹¹⁴ bei Frutigen, womit sie ihrer Geburtsstätte Prasten etwas näher rückte. Ihre erste Zeit am neuen Wohnort war massgeblich geprägt vom Umsorgen ihres

¹⁰⁵ Maria Lauber brieflich an Luise Schranz-Hari am 23.1.1963.

¹⁰⁶ Einen Überblick über Maria Laubers bisherige Publikationen gibt die Zusammenstellung *«Lebens- und Werkdaten von Maria Lauber»* im vorliegenden Band.

¹⁰⁷ Maria Lauber brieflich an Jakob Aellig am 31.12.1955.

¹⁰⁸ *Mis [sic] Tal*. Gedichte von Maria Lauber. Frutigen (Egger) o. Jg. (1955). Es handelt sich um eine Sammlung von 40 Gedichten, wovon 39 für die vorliegende Ausgabe übernommen wurden.

¹⁰⁹ Maria Lauber mag mit der Zahl 1000 etwas hoch gegriffen haben; im literarischen Nachlass finden sich jedenfalls bloss etwas mehr als 400 Gedichte, die sich auf 10 Manuskripthefte und 2 weitere, aus losen Blättern bestehende Sammlungen verteilen. Doch auch die Zahl 400 ist nicht verlässlich, scheint doch die Autorin etliche Gedicht-Manuskripthefte zu Lebzeiten vernichtet zu haben.

¹¹⁰ An Hanni Schmid-Scholl am 22.12.1955.

¹¹¹ An Margaret Rieder-Trafelet am 14.12.1955.

¹¹² Vgl. hierzu die Zusammenstellung *«Pressestimmen und Briefstellen zu den Gedichtausgaben von Maria Lauber»* im vorliegenden Band.

¹¹³ Nach Blatter, *Lebensbeschreibung*, S. 174f. – Die Gedichte fanden übrigens auch den Weg in die Schulstuben, wo sie im Deutsch- und Heimatkundeunterricht eingesetzt wurden. (Interview mit Luise Schranz-Hari, geführt vom Verfasser am 25.4.1986.)

¹¹⁴ Die kleine Streusiedlung wird in der alten Frutigmundart *Weechla* genannt. Man wohnt *a Weechla*.

schwerkranken Bruders Johannes,¹¹⁵ der im Eriz¹¹⁶ in kärglichen Verhältnissen das entbehrungsreiche Leben eines Kleinbauern fristete. Nicht zuletzt seiner Schwermütigkeit wegen fühlte sich Maria Lauber seinem Wesen aufs engste verbunden, und seine tiefe Gottesfurcht hatte ihr – etwa während ihren seelischen und religiösen Nöten in Aeschi – vorübergehend Linderung verschafft. Sie gestand: «Als mir in den Depressionen, unter denen ich damals litt, meine Sünden bange machten, weil ich dachte, es könnte für sie keine Vergebung sein, tröstete er [Johannes] mich: ‘Gottes Gnad ischt vil gröesser wäder das wer en Ahnig hii.»¹¹⁷ Und auch das Erizer Bauerngütlein, auf dem sie sich zur Entlastung ihres Bruders zeitweilig als Viehhüterin betätigte, wirkte sich auf ihre schwermütige Niedergedrücktheit vorteilhaft aus, ja wandelte sich – als idealisierter «Ort voll Poesie & Heimatinnigkeit»¹¹⁸ – gar zur Inspirationsquelle für mehrere Gedichte.¹¹⁹ Als Beispiel führen wir eines an, dem Johannes und seine von Mühsal geprägte kleinbäuerliche Arbeit Pate standen:

Ds gring Püri

Mengischt toocht dig all dys Schinte
 nützi nüt u hälfi nüt.
 Sitzischt glychwohl in der Tinte.
 Ds Guethan ischt für ander Lüt.
 Isch der iis es Chueli worde.
 Eh wi hescht dig druber gfröuwet.
 Zmorndrischt chunnt e Schelmehorde,
 wan der mit dem Wiibel tröuwet.
 Du chascht nüt wa d Uuge wüsche,
 ud de gang i ds Mahd u meäi.
 Muescht der Schue chli besser nüschsche. –
 O was syn di Flüe so geäi.
 Tröscht dig! Iinischt chunnt e Morge,
 wan der all dys Bösha bsalt.
 Brucht’s ghis Würmi nie z’ ersorge,
 dass’s us Gottes Hende fallt.¹²⁰

Mit grosser Bange und innerer Anteilnahme verfolgte Maria Lauber das langsame Sterben ihres Bruders. An seinem Totenbett versuchte sie herauszufinden, wie es um seine Angst vor dem Dahingehen und um die Festigkeit seines Vertrauens in die allmächtige Gnade Gottes stünde. Doch Johannes verstarb, ohne seiner Schwester auf ihre ewige Frage eine klare Antwort gegeben zu haben: Damit blieb Maria Lauber keine andere Wahl, als diese nagende Ungewissheit mit sich weiterzutragen. – Der Hinschied ihres Bruders zählte zu den bislang erschütterndsten Erfahrungen im Leben der Autorin und war Mitauslöser eines tiefgreifenden

¹¹⁵ Johannes Lauber, der um ein Jahr ältere Bruder Maria Laubers, lebte von 1890 bis 1957.

¹¹⁶ Ein langgezogenes Gebiet im oberen Teil des Zulgtales (Amtsbezirk Thun).

¹¹⁷ Erster Entwurf zu *«Eines kleinen Mannes Ende»*. Zitiert nach dem Manuskript (1957) unter moderater Anpassung der Mundartorthografie. – In dieser 1960 erschienenen (hochdeutschen) Erzählung verarbeitete Maria Lauber nicht bloss den ergreifenden Tod ihres Bruders Johannes, sondern ebenso ihren durch diesen Schicksalsschlag erlittenen eigenen Schmerz.

¹¹⁸ Brief von Maria Lauber an Albert Streich vom 14.7.1956.

¹¹⁹ Vgl. die in unserer Buchausgabe enthaltenen Gedichte *«Hiimligs Glück»* und *«Uf em Blätz»* und die entsprechenden Anmerkungen. – In den Manuskriptheften finden sich acht im Eriz datierte Gedichte. Die Autorin dürfte aber dort wesentlich mehr Gedichte verfasst haben.

¹²⁰ Datiert: ‘Eriz, Juli [19]56’. Unveröffentlicht. Zitiert nach dem Manuskript (Reinschrift). – Zu den Erizer-Gedichten zählt auch das dreistrophige *Am Wäg: Sitzen da u sture viil./ Uf em Wäg es Bletterspil / will mig leäre: sinn net dra, / was du alz scho Schwersch hescht gha. // Har u hin u hin u har / git’s es Muschter wunderbar, / dass’s dig zum Vergässe bringt. / Los, wi lieplig ds Vögi singt. // Hab du uuf u gang i d Saat, / süscht würd’s wäger aber spaat. / Wärch! der Liebgott wott’s eso. / Giit net lang, bischt umhi froh.* (Datiert: ‘Eriz, 8. Juli [19]56’. Unveröffentlicht. Zitiert nach dem Manuskript.)

inneren Wandels, der sich schon ein Jahr zuvor¹²¹ abgezeichnet hatte und den sie selbst in einem Brief wie folgt umschrieb: «[...] die letzten Wochen waren wirklich eine Zeit, wo ich in mir das Zufällige schied von dem, was Bestand hat & mir's erging wie dem Erdreich, wenn es umgeackert wird. [...] Wie wichtig wird in schweren Zeiten alles bis auf das eine. Musik, Literatur, Gesellschaft, wie so ganz belanglos & unnützlich, um nicht zu sagen schädigend kommen sie einem vor. Auch die Natur, die mir sonst immer & immer wieder Trösterin war, schien mir schal & richtete mich nicht auf. [...] Da galt nichts als nur unsere Bindung zu Gott, unsere Religion. Wie nah, dass einem da die Geschwister, unsere Familie ist.»¹²²

Nicht grundlos befürchtete Maria Lauber nach diesem schweren Schicksalsschlag seelische Verstimmungen. Doch diese blieben aus und es stellte sich eine Zeit ein mit kaum wahrnehmbarer äusserer Bewegtheit; was sie jetzt lebe, so registrierte sie, lebe sie «mehr innen.»¹²³ Diese In-sich-Gekehrtheit und Gelöstheit gaben Maria Lauber den nötigen Raum, sich ihrem Dichtertum wieder vermehrt hinzugeben und von dessen positiver Auswirkung auf ihr Gemüt Nutzen zu ziehen: «[...] glücklicher bin ich selten, als wenn ich schreibe. So habe ich meinen Lohn»,¹²⁴ rapportierte sie Albert Streich nach Brienz. – In diesen Jahren erwuchs in Maria Lauber denn auch das Verlangen, nach *«Mys Tal»* eine weitere Gedicht-Anthologie zu publizieren. Damit sollten die in der Zwischenzeit zahlreich erschienenen Prosatexte¹²⁵ etwas ausbalanciert werden. Im Frühjahr 1958 machte sie sich daran, aus hunderten, in vielen Heften gesammelten Gedichten deren vierzig¹²⁶ auszuwählen, wobei sie an den Versen noch etwas feilte.¹²⁷ Diese persönliche Auslese erschien gegen Ende 1959 unter dem Titel *«Bletter im Luft»*. Als die Autorin ihr zweites Lyrik-Bändchen in Händen hielt, war sie von dessen Ausstattung arg enttäuscht, und auch auf die Gedichte selbst reagierte sie merkwürdig reserviert. Postwendend schrieb sie Streich, ihre *«Bletter»* seien eben «im braunen Werktagkleidlein, dürr und ärmlich [...] angeflattert», und das Ganze käme ihr heute schon vor «wie eine Todgeburt.»¹²⁸ Ihr getreuer Brienzler Mitstreiter fand zwar am Einband der schmalen Gedicht-Edition ebenfalls keinen Gefallen, doch räumte er, zum Trost der Frutigtalerin, ein, das einfache Gewand habe sein Lesevergnügen nicht im geringsten zu trüben vermocht.¹²⁹ Ein solch zustimmendes Echo auf ihre *«Bletter im Luft»* widerhallte auch im Blätterwald.¹³⁰ Eine der Kritikerstimmen allerdings gab Maria Lauber zu denken und irritierte sie, worauf sie sich, Klärung erhoffend, umgehend an eine Freundin wandte: «Nach einer längeren Würdigung steht da [d.h. in der Rezension]: ‘Sie lebt noch eingewohnt in ihren Lebensgrund, von dem sie zehrt, ohne sich aus ihm zu erheben. Darin liegt die Erfüllung, aber auch die Grenze ihres Dichtens. [...] wird sie je, genährt von urtümlichen Kräften, zu eigener, geistiger Form vordringen?’ Was sagst Du dazu? Ich weiss nicht, ob ich's ganz verstehe, aber mich dünkt, dieser Rezensent¹³¹ hat den Nagel auf den Kopf getroffen. Ich habe schon lange das Gefühl, dass irgend etwas meiner Lyrik noch fehle, das sie sei wie ein Turm, nicht ganz

¹²¹ Damals war Maria Lauber ebenfalls ernst besorgt um ihre kranke Schwester Rosina Susanne (1884-1969).

¹²² Brief von Maria Lauber an Margaret Rieder-Trafelet vom 25.4.1956.

¹²³ Brieflich an Hanni Schmid-Scholl am 23.12.1957.

¹²⁴ Brieflich am 12.11.1956.

¹²⁵ Siehe Blatter, *Lebensbeschreibung*, S. 216f.

¹²⁶ Von diesen 40 Gedichten finden sich deren 32 im vorliegenden Band.

¹²⁷ «Auch wollte ich gern ein zweites Bändchen Gedichte herausbringen & habe an den Versen etwas gefeilt.» (Brief von Maria Lauber an Margaret Rieder-Trafelet vom 8.7.1958.)

¹²⁸ Brief vom 16.11.1959.

¹²⁹ Nach dem Brief von Albert Streich an Maria Lauber vom 15.12.1959.

¹³⁰ Siehe hierzu die Sammlung von *«Pressestimmen und Briefstellen zu den Gedichtausgaben von Maria Lauber»* im vorliegenden Band.

¹³¹ In Tat und Wahrheit handelt es sich um eine Rezensentin, nämlich die 1910 geborene promovierte Philologin und Historikerin Regina Käser-Häuser. Vergleiche hierzu ihre – ebenfalls in unsere Zusammenstellung *«Pressestimmen und Briefstellen zu den Gedichtausgaben von Maria Lauber»* aufgenommene – Gedicht-Besprechung in den Basler Nachrichten vom 11.3.1960 im vorliegenden Band.

fertig gebaut, wie etwas, dessen die weisende Spitze (noch) fehle.»¹³² Allein, um dieser gefühlsmässig erahnten Unvollkommenheit im Lyrischen auf die Spur zu kommen, dazu waren die Voraussetzungen ungünstig, denn Maria Lauber, eben noch in produktiver Schreibleaune, gewann den Eindruck, ihre poetischen Reserven seien völlig aufgebraucht: Ihre «Feder taug[e] nicht mehr»,¹³³ gestand sie einer Freundin, und Streich klagte sie, ihr würde «gegenwärtig nicht der kürzeste Vers geschenkt»¹³⁴ und fügte bei, darüber sei sie «ein wenig traurig. Wie glücklich ist doch der Schaffende!»¹³⁵ Die Dichterin erschrak als sie realisierte, in welcher paradoxen Situation sie hineingeraten war: «Als ich ans Lehrerpult gebunden war», so sinnierte sie, «da hätte ich zu schreiben gewusst. [...] Nun ich Zeit habe so viel fast als ich will, nun habe ich nichts Rechtes mehr zu schreiben.»¹³⁶

Maria Laubers künstlerischen Lähmungserscheinungen standen – wie vielfach bei unserer Autorin – in Zusammenhang mit ihren zu jener Zeit gehäuft auftretenden körperlichen und seelischen Leiden – einschliesslich ihrer religiösen Anfechtungen und Todesängste. Diese lähmten nicht nur ihre Arbeitslust, sondern brachten einmal mehr das Vertrauen in ihre Schriftstellerei arg ins Wanken und liessen ihren in früheren schweren Stunden gefällten Entschluss, «mit jeglicher Literatur abzubrechen»¹³⁷ neu aufflammen. Zwar sollte Maria Lauber mit der Welt der Dichtung nicht endgültig brechen, aber ihr Verhältnis allem Literarischen gegenüber war fortan durch eine wachsende Gleichgültigkeit und Distanziertheit gekennzeichnet, was sich aus folgenden Reaktionen der Autorin herauslesen lässt: Als sich anfangs der 1960-er Jahre Pläne für ein neues Gedicht-Anthologiebändchen zerschlugen,¹³⁸ nahm die Autorin dieses Scheitern mit beinahe stoischer Gelassenheit hin;¹³⁹ und als sie etwa zur selben Zeit erstmals mit der Idee einer Werkausgabe konfrontiert wurde, begegnete sie diesem Vorschlag auffällig desinteressiert. Diese Indifferenz ergab sich auch aus dem Umstand, dass sich Maria Laubers Prioritäten in ihrem aktuellen Leben nach einem verängstigenden Halluzinations-Erlebnis¹⁴⁰ und nach einer vorläufigen Bilanzierung ihres rund 70-jährigen Daseins¹⁴¹ radikal verschoben hatten: Sie sehnte sich nach einem «ganz einfache[n] Leben»¹⁴², so wie sie es seinerzeit bei ihrem Bruder im Eriz kennengelernt hatte. Wehmütvoll konkretisierte sie hierzu in einem Brief: «Oft reut es mich bitter, dass ich nicht eine Bäuerin geworden, Kinder geboren & grossgezogen & Tiere & Wiese bereute habe.»¹⁴³

Obwohl sich auf dem Hintergrund dieses erträumten Ideals des ‘einfachen Lebens’ die schriftstellerische Tätigkeit fragwürdig oder «belang- & bedeutungslos»¹⁴⁴ ausnahm, so schien Maria Lauber – wie auch schon – die Lyrik nicht an ihrem neu gesetzten künstlerischen Wertemassstab zu messen, füllte sie doch die während ihrer Zeit in Winklen angelegten Manuskripthefte mit mehr als hundert Gedichten. Diese beachtliche Menge erklärt sich sicher nicht zuletzt auch aufgrund der Tatsache, dass sich die Autorin – nach wie vor! – an ihren

¹³² Brief an Margaret Rieder-Trafelet vom 26.10.1960.

¹³³ Brieflich an Margaret Rieder-Trafelet am 5.7.1961.

¹³⁴ Brief vom 7.10.1958.

¹³⁵ Ebenda.

¹³⁶ Maria Lauber brieflich an Albert Streich am 7.10.1958.

¹³⁷ Maria Lauber brieflich an Margaret Rieder-Trafelet am 5.6.1961.

¹³⁸ Maria Lauber hatte eine Sammlung von gut 50 Gedichten zusammengestellt, die unter dem Titel *«Holiecht»* hätten publiziert werden sollen. Diese Gedichtauswahl wurde dann allerdings 1965 etwas modifiziert in den ersten Band der *«Gesammelten Werke»* (S. 122-182) aufgenommen; 45 davon finden sich auch im vorliegenden Band.

¹³⁹ So kommentierte sie diesen Misserfolg einer Freundin gegenüber: Sie fange an, «dergleichen leichter zu nehmen als auch schon.» (Brieflich an Susanne Siegenthaler am 31.8.1963.)

¹⁴⁰ Näheres hierzu s. Blatter, *Lebensbeschreibung*, S. 229ff.

¹⁴¹ «Inventaraufnahme – innen & aussen», nannte Maria Lauber ihre kritische Bilanzierung. (Brieflich an Margaret Rieder-Trafelet am 31.3.1960.)

¹⁴² Brieflich an Berta Berger am 24.6.1961.

¹⁴³ Ebenda.

¹⁴⁴ Maria Lauber brieflich an Berta Berger am 20.7.1962.

Versen innerlich aufzurichten vermochte: «Noch bis letzten Sommer kam mir immer etwa ein Gedicht, das mich für einen Augenblick tröstete»,¹⁴⁵ vermeldete sie einer Freundin. Von diesem segensreichen Effekt der Lyrik auf Maria Laubers Gemütsverfassung war auch die Schriftstellerin Elisabeth Müller überzeugt, riet sie doch ihrer Frutiger Kollegin einmal während düsteren Tagen: «Nimm wieder einmal Deine Gedichte hervor & erquicke Dich daran!»¹⁴⁶

Wie unsere bereits zitierten Gedicht-Beispiele zeigen, schrieb Maria Lauber ihre Verse seit ihrer Jugend in Mundart wie auch in der Hochsprache. Etwa ein Fünftel der in Winklen entstandenen Gedichte sind in der letzteren Sprachform gehalten, wie das nachfolgend wiedergegebene *«Leicht Gepäck und junge Glieder»*; die Autorin hatte es nach einer Wanderung durch den Schwarzwald im Sommer 1959, gleichsam als ein von Heimweggefühlen durchsetztes Reise- und Stimmungsdokument, mit nach Hause gebracht:

Leicht Gepäck und junge Glieder!
 Durch die Wälder hin und wieder
 ziehn wir sinnend und sind froh.
 Müde Füsse frisch zu baden,
 freundlich Glitzerseelein laden.
 Wo ist unsere Heimat, wo?
 Anmutvolle Seen winken,
 wo wir würz'ge Waldluft trinken,
 auf verschwiegnen Pfaden gehn.
 Dennoch, schweifend ob dem Walde,
 sucht das Auge, ob nicht balde
 wir die weissen Firne sehn.¹⁴⁷

Neben ihren verschiedenartigen physischen und psychischen Erkrankungen waren es nun in Winklen auch die unbefriedigenden Wohnverhältnisse, die Maria Laubers Gemütszustand zunehmend eintrübten. Nach einem wüsten Zerwürfnis mit der Hausmeisterin und nach dem zerschellten Traum von einem Eigenheim¹⁴⁸ beschlich sie eine tiefe Niedergeschlagenheit, in deren Verlauf sie sich einsam, hilf- und heimatlos fühlte. Schliesslich begann sie nach einem neuen Obdach Ausschau zu halten, wohl wissend, dass sie sich aus dieser beklemmenden Lage aus eigener Kraft nur schwerlich würde befreien können. Immerhin versuchte sie es mittels einiger Verse, indem sie diesen klagend ihre Not anvertraute:

Weätues
 We d' niena wiischt, wa zuehi gah,
 ghi Tür sig uftuet, chunnscht vur ds Huus,
 da, wa d' dahiimem bischt, ghis Hiim,
 ghis Uug net, wan gottwilhe siit –
 Ds Härz het derfür: bricht sälber d Schuld.
 U wiischt, dass d' glych net andersch chascht.
 Gäll, das tuet weä.¹⁴⁹

In ihrer grossen, durch die Entzweiung mit der streitsüchtigen Vermieterin ausgelösten tiefen Betrübnis, suchte Maria Lauber Zuspruch und Zuversichtlichkeit unter anderem auch in ihrer Katze. Zur Veranschaulichung greifen wir auf ein (titelloses) Gedicht zurück, in dem das

¹⁴⁵ Maria Lauber brieflich an Berta Berger am 12.12.1963. – Ähnlich äusserte sich Maria Lauber auch am 12.11.1956 in einem Brief an Albert Streich: «Aber mir sind viele meiner Sachen eben doch herzlich lieb, trösten mich in leeren Stunden [...]»

¹⁴⁶ Brieflich am 29.6.1962. – Die Autorin und Jugendschriftstellerin Elisabeth Müller lebte von 1885 bis 1977.

¹⁴⁷ Zitiert nach der Handschrift. Datiert: 'Schwarzwald, Juli [19]59'. Unbetitelt. Erstmals abgedruckt in Blatter, *Lebensbeschreibung*, S. 232.

¹⁴⁸ Zum Wunsch eines Eigenheims vgl. etwa das Gedicht *«Wellti gääre»* im vorliegenden Buch.

¹⁴⁹ Zitiert nach der Handschrift mit leicht angepasster Mundartorthografie. Datiert: '5. Febr. 1961'. Ebenfalls abgedruckt in Blatter, *Lebensbeschreibung*, S. 237.

treue Haustier vom lyrischen Ich trostsuchend ins Vertrauen gezogen wird. Die nachfolgenden Verse sollen die beiden in die vorliegende Anthologie aufgenommen ‘Katzen-Gedichte’ *«Ds Püüssi vur der Hustür»* und *«Mys Püüssi»* ergänzen:

Gäll, Püüssi, ischt em böesi Wäld.
 Cha’s mengischt schiergar net verstah,
 wen iina, wan doch allze het,
 de notti ging mues zangget ha.
 Im ischt net wohl, we Friden ischt.
 Dem Nachpur stellt er geäi es Bii,
 u wen er lang ne suehe mues,
 in Garte wirft er glych der Stii.
 Dem Tieri, däm chascht sicher sy,
 bischt zue ma rächt. Ghi Feltschi ischt
 im schönen Uug. – Was läckischt mig?
 Wiischt, dass d’ mys inzig Gspäni bischt?¹⁵⁰

Unbenommen dieser Anrufung liess sich der Hausfriede in Winklen nicht mehr aufrechterhalten und das Mietverhältnis wurde schliesslich aufgelöst.

7. *Im Ruhestand in Reinisch (1964 – 1970)*

Im Februar 1964 zogen Maria Lauber und ihre Schwester Emma in eine Wohnung in Reinisch bei Frutigen.¹⁵¹ Der Domizilwechsel verschaffte der Autorin nicht das erhoffte Gefühl der Befreiung. Im Gegenteil: von Anbeginn spürte sie, dass sie sich auch am neuen Wohnort nie würde restlos glücklich fühlen können, eine Ahnung, die sich bestätigen sollte: Wiederum begann sie nämlich unter den Wohnverhältnissen, welche zeitweilige Schikanen der Hauseigentümerin einschlossen, zu leiden. Auf diese unbefriedigende Logis-Situation und das Klima der Zwietracht reagierte Maria Lauber oft mit nervöser Gereiztheit, Verzweiflung und Hilflosigkeit. Sie könne in Reinisch «nicht daheim sein»¹⁵² klagte sie, nachdem sie vorher schon zur Überzeugung gelangt war, «[w]ir haben hier keine bleibende Statt.»¹⁵³ Getrieben von solch düsteren Zukunftsaussichten flüchtete sie sich – einmal mehr – Trost suchend in ihre Schriftstellerei, genauer in die Lyrik: In einem Gedicht, das ihr die Verbitterung «herausgepresst»¹⁵⁴ hatte, erdachte sie sich, notdürftig, glückliche Lebensumstände unter Zuhilfenahme ihrer wiederkehrenden utopischen Vision eines Eigenheims:

Leschti Bhusig
 (In der Wohnungsnot)
 Es git esmal es Stübi,
 da jagt mig niemer druus.
 Da bruhen iig nüt z zinse,
 bi by mer sälber z Huus.
 Da weckt mig us mym Schlafe
 ghis Fluehen u ghi Lärm.
 Da rünnt ghis Tach ghi Hane,
 da bin ig ganz am Schärm.
 Wär wiis, es iigets Gärti –
 we’s og es endigs ischt:
 es Röesi für diig danket,

¹⁵⁰ Datiert: ‘4. Febr. 1961’. Zitiert nach der Handschrift unter moderater Anpassung der Mundartorthografie. Erstmals abgedruckt in Blatter, *Lebensbeschreibung*, S. 237f.

¹⁵¹ In der Frutigtalemundart *Riinisch* ausgesprochen. Man wohnt *a Riinisch*.

¹⁵² Brieflich an Susanne Siegenthaler am 8.2.1966.

¹⁵³ Brieflich an Hanni Schmid-Scholl am 2.9.1965.

¹⁵⁴ Nach einem Brief von Maria Lauber an Susann Siegenthaler vom 11.5.1964.

dass d' jitz dahiimem bischt.¹⁵⁵

Dies sind nicht die einzigen Verse, die Maria Lauber in ihrer Reinisch-Zeit gereimt hat; die Manuskripthefte jener Jahre sind gefüllt mit einem halben Hundert Gedichte.¹⁵⁶ Eine beachtliche Menge, welche das lyrische Schaffen der Autorin als auffällig konstant auszeichnet. Diese Tatsache bedarf umso mehr der Erwähnung, weil nämlich die Autorin an ihrem neuen Wohnsitz im Bereich der erzählenden Prosa kaum noch Neues hervorzubringen vermochte.¹⁵⁷ Diese (gattungsmässig) eingeschränkte literarische Produktion lag, unter anderem, im Umstand begründet, dass die Autorin fortan ihre ganze Kraft auf *ein* Vorhaben verwenden musste, nämlich die Herausgabe ihrer *«Gesammelten Werke»*,¹⁵⁸ die als ersten Band eine Anthologie ihrer Gedichte vorsah. Darin aufgenommen werden sollten, in leicht modifizierter Form, die bereits früher publizierten beiden Bändchen *«Mys Tal»* und *«Bletter im Luft»*¹⁵⁹ sowie rund fünfzig weitere, bislang nicht in Buchform erschienene Gedichte.¹⁶⁰ Angespornert durch das offenkundige – im Zuge der ‘modern-mundart’-Bewegung neu geweckte – Interesse an ihrem Werk, machte sich Maria Lauber folglich daran, ihre Manuskripthefte systematisch zu sichten und eine repräsentative Auswahl an mundartlichen – und hochsprachlichen – Gedichten zusammenzustellen.¹⁶¹ Das Auswählen kostete die Autorin viel Zeit und Mühe, nicht zuletzt deshalb, weil ihr, wie wir bereits wissen, die Bewertung ihrer eigenen Verse schwer fiel.¹⁶² Nachdem ein Kritikerausschuss Maria Laubers persönliche Auslese durchgesehen und weiter selektioniert hatte,¹⁶³ verblieben für den definitiven Druck der *«Gesammelten Werke»* nur noch Mundartgedichte übrig; die Schriftsprachlichen hatten bei der Mehrheit der Begutachtenden – trotz Empfehlung verschiedener Fachpersonen¹⁶⁴ – keine Gnade gefunden.¹⁶⁵ Die Dichterin reagierte auf diesen ‘Zensur-Akt’ zutiefst betrübt und zerknirscht.¹⁶⁶ Zwar hätte sie einen derartigen Ausgang erwarten können, denn im Verlaufe ihrer schriftstellerischen Laufbahn hatte ihr der Gebrauch des hochdeutschen Idioms immer wieder Kritik eingebracht: Ihr Schriftdeutsch, so musste sie sich etwa vorwerfen lassen, sei zu mundartlich gefärbt und zu wenig eigenständig,¹⁶⁷ eine Einschätzung, die ihr langjähriger Mentor Otto Müller auf den Nenner brachte: «In der Mundart wäre es gut, hochdeutsch mittelmässig.»¹⁶⁸ Ihr dichtender Weggefährte Albert Streich fasste das ‘Sprachform-

¹⁵⁵ Zitiert nach der Handschrift (wohl Reinschrift) unter Berücksichtigung der für die vorliegende Edition verwendeten Mundartorthografie. Datiert: ‘Reinisch, 2. Mai 1964’. – Ebenfalls abgedruckt in Blatter, *Lebensbeschreibung*, S. 243f.

¹⁵⁶ Die grosse Mehrzahl davon in Mundart, nur ein halbes Dutzend in Hochsprache.

¹⁵⁷ «Ausser einigen kleinen Gedichten, die mich nicht gut dünken, schreibe ich nichts», liess Maria Lauber einmal nüchtern verlauten. Brieflich an Berta Berger am 16.6.1966.

¹⁵⁸ Die insgesamt vier Bände erschienen zwischen 1965 und 1968 im Francke Verlag Bern.

¹⁵⁹ Siehe hierzu die entsprechenden Angaben in Kap. 5 und 6.

¹⁶⁰ Als Basis für die Auswahl diente die anfangs der 1960-er Jahre unter dem Titel *«Holiecht»* zusammengestellte, rund 50 Gedichte umfassende Sammlung. (Näheres hierzu s. Kap. 6).

¹⁶¹ Die genaue Anzahl der Gedichte, welche Maria Lauber schliesslich der Herausgeberschaft zur Auswahl unterbreitete, lässt sich gestützt auf die im Nachlass vorhandenen Dokumente nicht mehr genau beziffern. Wir schätzen die Zahl auf rund einhundert.

¹⁶² Zur Veranschaulichung des Gesagten diene folgende Briefstelle: «Da schrieb ich einige Gedichte ins Reine. Ich weiss durchaus nicht, ob sie etwas wert sind oder nicht.» (An Berta Berger am 20.5.1965.)

¹⁶³ Wie aus einem Brief hervorgeht, hätte Maria Lauber gerne auch eine befreundete Sprach- und Literaturwissenschaftlerin in das Auswahlverfahren der Gedichte einbezogen: «Hätte ich Dir nur die Gedichte alle vorlegen können, die in das Bändchen aufgenommen werden sollten. Die Auslese hätte dann mein ganzes Vertrauen gehabt. Nun wird wohl manches Schiefe drin stehen.» (An Berta Berger am 20.5.1965.)

¹⁶⁴ Zu diesen zählten etwa Prof. Dr. Paul Zinsli und Dr. Emil Max Bräm. (U.a. laut Brief von Maria Lauber an Luise Schranz-Hari vom 3.11.1965.)

¹⁶⁵ Bemerkenswert ist, dass im Probedruck noch 27 hochsprachliche Gedichte enthalten waren. Diese sind offenbar erst kurz vor der definitiven Drucklegung – gleichsam in letzter Minute – fallen gelassen worden.

¹⁶⁶ Ihrer Enttäuschung gab die Autorin verschiedentlich Ausdruck, so u.a. in einem Brief an Jakob Aellig vom 21.10.1965: «Bleibt nur noch der Schmerz über die [nicht aufgenommenen; E. B.] schriftdeutschen Gedichte.»

¹⁶⁷ Nach Blatter, *Lebensbeschreibung*, S. 223.

¹⁶⁸ Brieflich an Maria Lauber am 27.11.2022.

Dilemma', in dem auch er steckte, einmal wie folgt zusammen: «Komisch, schreibt man Mundart, wollen es die Leute nicht lesen können, und schreibt man schriftdeutsch, sollte das Geschriebene Mundart sein.»¹⁶⁹ – Präzisierend sei nachgetragen, dass sich die Bemängelung von Maria Laubers hochsprachlicher Dichtung in weit höherem Masse auf ihre Prosa bezog denn auf ihre Lyrik, was nahe lag, fanden doch ihre schriftsprachlichen Verse nur vereinzelt auf dem Zeitungs- oder Zeitschriftenweg an die Öffentlichkeit. Anhand der wenigen in diesen Beitrag eingestreuten schriftsprachlichen Gedichte sollen die Lesenden Gelegenheit erhalten, die oben erwähnten (pauschalen) Beanstandungen an der Lauber'schen hochdeutschen Dichtersprache zu überprüfen.

Kurz vor Weihnachten 1965 durfte Maria Lauber nun den ersten – die Gedichte enthaltenden – Band der *«Gesammelten Werke»* in Empfang nehmen. In einem Dankeschreiben an die Herausgeberschaft lesen wir: «Gerne hoffe ich, dass sie [die Gedichte] vielen zur Freude & wenigen zum Ärgernis seien. Ich gab, was ich geben konnte & freue mich, wenn die Verse vielleicht ein kleines Lichtblicklein sind für unser Tal.»¹⁷⁰ Die stille Hoffnung der Autorin sollte sich mehr als erfüllen, denn die Gedichte erreichten auch ausserhalb des Frutiglands eine breite Leserschaft und fanden bei dieser sowie bei den Rezensierenden der Deutschschweizer Presse durchwegs freundliche Aufnahme,¹⁷¹ was die Autorin beglückte und zumindest ein wenig über das Fehlen hochdeutscher Verse in ihrer Lyrik-Anthologie hinwegtröstete. Dieser anerkennende Widerhall war Maria Lauber zu gönnen, denn die kräftezehrenden¹⁷² editorischen Arbeiten¹⁷³ hatten sie arg mitgenommen und in ihr – mitbedingt durch verschiedene, meist altersbedingte organische und seelische Leiden,¹⁷⁴ – erneut einen Überdross am Literarischen geweckt. Kurz vor Drucklegung der Gedichtsammlung hatte sie einer Freundin geklagt: «Nun ist der erste Band so ziemlich unter Dach, & ich atme auf. Es hängt mir wie eine lange, dampfende, rote Hundszunge zum Hals heraus: ich begehre nie mehr einen Vers zu schreiben, & ich möchte nie mehr ein Gedicht auch nur ansehen, geschweige denn lesen!»¹⁷⁵ Doch von diesem Vorsatz sollte Maria Lauber weiterhin abweichen, konnte sie sich doch letztlich dem inneren Drang, Gedichte zu schreiben, nicht widersetzen, zumal sich das Mittel der Lyrik gerade in Momenten tiefster Trübseligkeit immer wieder als Notanker erwies. Veranschaulicht sei das Gesagte etwa durch die folgenden Verse, die es der Autorin ermöglichten, das dankbare Staunen auszudrücken, wenn im Dunkel drohender lähmender Ängste unvermittelt wundersame Rettung aufleuchtete:

Dass 's söligs git!

Us tüüfschten Engschten bin ig cho,
nu nasses ischt vam Schwiis mys Haar.

¹⁶⁹ Brieflich an Maria Lauber am 14.12.1957.

¹⁷⁰ Brief von Maria Lauber an Jakob Aellig vom 23.12.1965.

¹⁷¹ Vgl. hierzu den Abschnitt *«Pressestimmen und Briefstellen zu den Gedichtausgaben von Maria Lauber»* im vorliegenden Band. – Maria Lauber verfolgte nicht nur die Rückmeldungen aus der Presse mit gespannter Aufmerksamkeit, sondern auch jene aus ihrem privaten Umfeld: «Brennend interessiert mich Dir gegenüber nur die eine Frage: welches meiner Gedichte im Bändchen findet es [Süsi] als schwächstes, welche etwas weniger schwach; welches sagt ihm [Süsi] etwas, welches nichts. Aber ja, das ist wohl viel verlangt. Wohl die wenigsten der Leser lassen sich mehr als flüchtig ein mit meinen Versen. Niemand sagt mir wenigstens etwas über sie; d.h. doch – sie, deren Urteil mir wichtig ist, die Mütter.» (Maria Lauber brieflich an Susanne Siegenthaler am 8.2.1966.)

¹⁷² Maria Lauber spricht in diesem Zusammenhang von einer «echte[n] Plackerei». (Brieflich an Berta Berger am 16.6.1966.)

¹⁷³ Wie beispielsweise das mühsame Lesen und Korrigieren der Druckfahnen oder die komplexe und zeitaufwändige Vereinheitlichung der (nicht reglementierten) Mundartorthografie.

¹⁷⁴ Diese waren oft begleitet von den bekannten Todesängsten und «Gedanken vom ewigen Verlorensein» (Maria Lauber brieflich an Margaret Rieder-Trafelet am 18.10.1968.) – Mitverantwortlich für Maria Laubers damalige psychische Verfassung waren auch die bereits erwähnten zermürbenden Wohnumstände sowie das Ableben ihrer beiden Schwestern Rosina Susanna und Emma im Jahre 1969.

¹⁷⁵ Maria Lauber brieflich an Susanne Siegenthaler am 15.8.1965.

Du hescht di Blindhiit va mer gno.
Wi luter würd's, wi wunderbar!
Mys Härz, zermarderets u seärsch,
würd langsam wyts un atmet fry.
Wi lang isch' arms gsyn u wi leärsch,
i weler Tüüffi bin ig gsy!
Dass's söligs git! Dass d' alimal
Drus ueha findscht en eärschta Schritt,
so züntet der en eärschta Strahl!
Dass's söligs git!¹⁷⁶

8. *Im Altersheim (1970 – 1973)*

Im April 1970 trat Maria Lauber ins Altersheim Frutigen ein,¹⁷⁷ ein Schritt, der nötig wurde, weil die Autorin einige Monate zuvor Emma, ihre Schwester und langjährige Lebens- und Wohngefährtin, verloren hatte und weil ihr Gesundheitszustand eine selbständige Haushaltsführung nicht mehr zuließ. Obwohl die Autorin den Wechsel in die ihr bislang fremde Gemeinschaft mit Zuversicht und Dankbarkeit aufnahm und sie von ihrem sozialen Umfeld bei ihrer Integration fürsorglich unterstützt wurde, begann sie bald schon unter Einsamkeitsgefühlen und Liebesentzug zu leiden. Ihre Gebrechlichkeit nahm nun stetig zu, und auch ihre alte Gemütskrankheit meldete sich immer häufiger und mit grösserer Intensität zurück. Und weil sie wegen Lähmungserscheinungen an der rechten Hand zuweilen die Feder kaum noch richtig führen konnte, musste sie mehr als ihr lieb war in die ungewohnte Rolle der Diktantin schlüpfen, wodurch sie ihre Gedanken vorsätzlich zensierte und demnach vieles für sich behielt, was sie innerlich bewegte oder belastete. Auf diese Weise lief die mittlerweile 80-jährige Maria Lauber zeitweise Gefahr, an ihrem eigenen Gefühlsstau zu ersticken: «So sitze ich hier in meinem Stüblein und weiss nicht weiter. In meinem Hirn ringelt es sich von krausen Gedanken, und aus dem Hals hängt mir ein langer, langer Buchstabenstreifen.»¹⁷⁸ Doch diese geistige Beengung und vermeintliche Ausweglosigkeit war nicht das Einzige, was sie plagte: Vieles, was sie um sich herum im Heim-Alltag wahrnahm, gemahnte sie mit erbarmungsloser Eindringlichkeit an die Allgegenwart des Todes und damit an das schnell heranrückende Ende ihres eigenen Daseins. «Du weisst», offenbarte sie 1972 einer Freundin, «wie ich mich fürchte vor Krankheit, Tod und Ewigkeit.»¹⁷⁹ Trotz – oder vielleicht gar wegen – dieser Bangigkeit nahm sich Maria Lauber vor, die ihr zum Leben verbleibende Zeit bestmöglich einzuteilen¹⁸⁰ und so sinnhaltig wie möglich auszufüllen.

Das Gedichteschreiben nahm dabei allerdings nur einen marginalen Stellenwert ein. Zwar entsagte Maria Lauber der Welt der Literatur nicht völlig, verspürte sich doch im Oktober 1972 noch Lust, «die neuesten Lyriker»¹⁸¹ zu lesen. Selber jedoch verfasste sie, wohl nicht

¹⁷⁶ Zitiert nach dem handschriftlichen Manuskript (Reinschrift?). Entstanden wohl im März oder April 1965. Unpubliziert.

¹⁷⁷ Siehe hierzu Blatter, *Lebensbeschreibung*, S. 268ff. – Hier im Altersheim glaubte Maria Lauber ihre «belebteste Zeit [ihres] Lebens, äusserlich und innerlich» zu erleben. (Diktierter Brief von Maria Lauber an Margaret Rieder-Trafelet vom 4.1.1972.)

¹⁷⁸ Maria Lauber brieflich an Susanne Siegenthaler am 7.10.1971 (diktiert).

¹⁷⁹ Diktierter Brief vom 30.11.1972 an Berta Berger.

¹⁸⁰ «Ich müsste meine Zeit besser einteilen», diktiert Maria Lauber am 30.11.1972 ihrer Schreiberin. (Brief an Berta Berger).

¹⁸¹ Maria Lauber in einem diktierten Brief vom 30.11.1972 an Berta Berger. – Maria Laubers Interesse schien besonders der Lyrik des Berner Pfarrers und Schriftstellers Kurt Marti (1921-2017) gegolten zu haben.

zuletzt ihrer Schreibbehinderung wegen, kaum noch Gedichte.¹⁸² Umso überraschender wirkt deshalb eine Briefstelle auf uns, in die Autorin einer engen Vertrauten freudig verkündigte: «Denk Dir, liebes Berti, ich habe noch ein Gedicht geschrieben! So viele Jahre schrieb ich weder Verse noch Prosa.»¹⁸³ Maria spielte damit auf ihr schlichtes, volksliedhaftes Gedicht *«Jutz-dorff»* an, das ihr unlängst anlässlich eines Heimatabends, an dem der Gemischte Chor Frutigland einige Stücke vorgetragen hatte, unter dem im folgenden Briefausschnitt geschilderten Umstand «entgangen»¹⁸⁴ war: «Zwei schöne Frauen sassen vor mir. Da kamen mir die Verse, & zu Hause schrieb ich sie auf.»¹⁸⁵

Jutz-dorff

Ds Miitscheli singt:
 Da, wan ier ufhöret jutze,
 wa sig öuwa Ton verliert
 in der früntligen Girlande,
 wan der Saal bir Welbi ziert,
 o, da feät eärscht aa mys Singe,
 u mys Härz tuet wyt sig uuf.
 O, da möchte ig's usabringe:
 Styg mys Lied, styg grediuf.
 Styg mys Lied! Styg uber d Welbi!
 Styg zum Grat u borg ma nüt.
 Jutzet mit mer, Flue u Hore!
 Jutz, mys Tal, my Schatz chunnt hüt.¹⁸⁶

Zu den letzten uns von Maria Lauber hinterlassenen Gedichten zählt auch *«Diemtigbärgli»*, zu dem sich die Autorin im Spätsommer 1972 – anlässlich eines für die Insassen des Altersheims organisierten Ausflugs ins Simmental – hatte inspirieren lassen. Auf Bitten der Verfasserin hin erschienen ihre Verse wenige Tage nach deren Entstehen anonym in einer Zeitung:

«Diemtigbärgli»

Diemtigbärgli! Stila Seä –
 Wellti diig bim Maane gseä,
 wenn die dunkle Tani stah,
 iini hie un iini da.
 Diemtigbärgli. Bis zum Grat
 hōei der Wald sig uehi lat.
 Lüuwen da en ganza Tag,
 oni Zyt u Stundes Schlag –
 Uber wytem Mattegrüe
 änetnahi Grat u Flüe.
 Schöni Hüser um un um,

¹⁸² In den hinterlassenen (unvollständigen) Manuskriptheften aus jener Zeit findet sich bloss eine Handvoll (meist undatierter, mit zittriger Schrift notierter) Gedichte. Es ist nicht auszuschliessen, dass einige davon verloren gingen oder von der Autorin vernichtet wurden.

¹⁸³ An Berta Berger, diktiert am 20.10.2022.

¹⁸⁴ Maria Lauber brieflich an Rösli Weber-Briggen am 20.11.1972.

¹⁸⁵ Ebenda.

¹⁸⁶ Zitiert nach dem handschriftlichen Manuskript (Reinschrift), datiert '12.10.[19]72, unter leichter Anpassung der Mundartorthografie. Publiziert in: *Berner Oberländer*, 74. Jg., Nr. 270, Spiez 16.11.1972. Ebenfalls abgedruckt in Blatter, *Lebensbeschreibung*, S. 273f. – Die Verse wurden von Hansadolf Waefler am 3.2.1973 vertont (vierstimmig mit Jodel).

uf em Sinze Granium.¹⁸⁷

In jenen Monaten, in denen Maria Lauber die eben zitierten Strophen zu Papier brachte, regte sich in ihr – eines zufälligen Funds wegen – eine spontane Idee, die sie gleich brieflich an eine enge Freundin weiterleitete: «Nun habe ich in einem Heft noch alte Gedichte gefunden und ich möchte, dass einige von ihnen noch in Druckerschwärze stünden.»¹⁸⁸ Ob die betagte Autorin dabei erneut eine kleine Anthologie vor Augen hatte, lässt sich nicht mehr eruieren. Sicher ist einzig, dass der Plan unverwirklicht blieb. Grund hierfür waren Maria Laubers Beschwerden des Alters, unentwegt zunehmende Wellen der Gebrechlichkeit, die ihre körperliche und geistige Spannkraft mit jedem Tag mehr zum Erlahmen brachten und ihr neue Lebensprioritäten aufzwingen. Die endgültige Abkehr von allem Literarischen war gleichsam eine natürliche Konsequenz: Fortan – bis zu ihrem Tod am 4. Juli 1973 – sollte Maria Lauber ihre Dichtfeder unangetastet ruhen lassen: «Was sind schon Verse!»¹⁸⁹, mit diesen Worten distanziert sich die Frutitgtalerin unfreiwillig aber mit erstaunlicher Abgeklärtheit vom Gedichteschreiben, das der Autorin so etwas wie ein Lebenselixier geworden war, ein Medium der Selbstvergewisserung sowie ein Garant für zahllose Momente des Trostes, der Zuversicht und Sinnerfüllung.

¹⁸⁷ Das Manuskript ist verschollen. Zitiert nach der in der Zeitung *Berner Oberländer* (Spiez) publizierten und von der Autorin mit einigen handschriftlichen Korrekturen versehenen Fassung, unter moderater Anpassung der mundartlichen Schreibweise.

¹⁸⁸ An Berta Berger am 20.10.1972 (diktiert).

¹⁸⁹ Maria Lauber in einem diktierten Brief an Berta Berger vom 20.11.1972. – In einem zehn Tage später diktierten, an dieselbe Adressatin gerichteten Brief äussert sich die Autorin ähnlich: «Aber jetzt die Gedichte! Sie zählen nicht mehr. [...] ich denke gegenwärtig an anderes als an Verse.»